Wagemann, Ernst
Die deutschen Kolonisten
im brasilianischen Staate
Espirito Santo



Die deutschen Kolonisten im brasilianischen Staate Espirito Santo.

Von

Dr. Ernst Wagemann.

Mit 14 Abbildungen und 2 Karten.



Verla[g] ... Humblot.
... 1915.

der Innenseite des Umschlags wird über die bisher erschienenen und
Vorbereitung befindlichen Bände Auskunft erteilt.

Von den „**Schriften des Vereins für Sozialpolitik**" sin
bisher erschienen:

Die Bände 1—102, 103 I—II, 104 I—II, 105—114, 115 I—II
116—118, 119 I—II, 120 I—V, 121—126, 127 I—III, 12
129 I—X, 130 I—V, 131—134, 135 I—IV, 136, 137 I—I\
138, 139 I—III, V, 140 I—V, 141 I—II, 142 I—V, 143 I—II
144 I, 145 I—IV, 147 I—V, 148, 150 I, 153, 154 I.

Abgeschlossen und reif für den Buchbinder sind:
Sämtliche Bände bis Band 138 einschließlich.

In Vorbereitung befinden sich:

Band 144 II: **Preisgestaltung der Gewerbe in Frankreich**
Herausgeber Ch. Gide.

Band 144 III: **Preisgestaltung gewerblicher Erzeugnisse i Italien.** Bearbeitet von Rob. Michels.

Band 144 IV: **Preisgestaltung gewerblicher Erzeugnisse i der Schweiz.** Bearbeitet von Dr. Colino.

Band .6 I: **Kosten der Lebenshaltung in der Schwei**
.rausgeber St. Bauer.

Band 151 I: **Untersuchungen über Konsumvereine.** Herau
geber H. Thiel und R. Wilbrandt.

Es wird hervorgehoben, daß die einzelnen Bände und A
teilungen **außerhalb der Nummernfolge**, so wie sie von d
Verfassern eingeliefert worden sind und die Presse verlassen, z
Versendung gelangen.

Schriften

des

Vereins für Sozialpolitik.

---

147. Band.

Die Ansiedelung von Europäern in den Tropen.

Fünfter Teil.

Die deutschen Kolonisten im brasilianischen Staate Espirito Santo.



Verlag von Duncker & Humblot.
München und Leipzig 1915.

Die deutschen Kolonisten im brasilianischen Staate Espirito Santo.

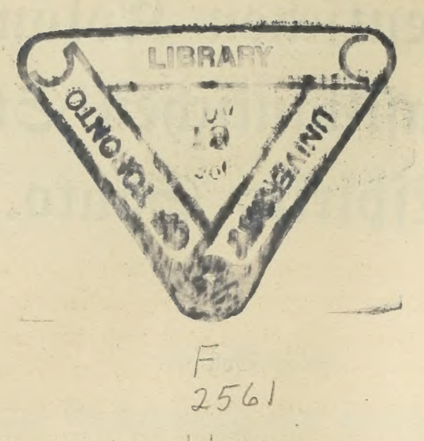
Von

Dr. Ernst Wagemann.

Mit 14 Abbildungen und 2 Karten.



Verlag von Duncker & Humblot.
München und Leipzig 1915.



Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Vorwort.

Den Stoff zur vorliegenden Arbeit habe ich auf einer Reise von vier Monaten durch die deutschen Siedlungsgebiete von Espirito Santo gesammelt. Es wäre mir allerdings ganz unmöglich gewesen, in dieser kurzen Zeit der großen Fülle des Materials Herr zu werden, wenn ich nicht überall das größte Entgegenkommen gefunden hätte.

Auf literarische Vorarbeiten konnte nur in wenigen Fällen zurückgegriffen werden. Denn was über Espirito Santo geschrieben worden ist, bezieht sich größtenteils auf die allgemeinen Verhältnisse des Landes, die ich im ersten Kapitel skizziert habe. Es handelt sich zumeist um amtliche Publikationen, welche mir durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Staatspräsidenten zugänglich gemacht wurden. Zu erwähnen ist ferner das bekannte Werk des schweizerischen Diplomaten und Forschungsreisenden Johann Jakob von Tschudi „Reisen durch Südamerika", dessen erstes Kapitel im dritten Bande das wichtigste Dokument über die Entstehungsgeschichte der deutschen Siedlungen darstellt. Über Sitten und Gebräuche der Kolonisten bringt das Buch des Pfarrers Wernicke „Deutsch-evangelisches Volkstum in Espirito Santo" manches Wertvolle; vor allem aber enthält die Erzählung des Brasilianers Graça Aranha „Chanaan" sehr anschauliche Darstellungen. Im übrigen sind nur einige kleinere Schriften erschienen: Reisebeschreibungen oder Aufsätze hauptsächlich kirchlichen Inhalts, von denen die Artikel des Pfarrers Grimm (früher in Jequitibá) besonders beachtenswert sind. Vorarbeiten auf geographischem, meteorologischem, agronomischen, medizinischem Gebiet sind so gut wie gar nicht vorhanden, so daß ich gezwungen war, in dieser Beziehung meine fachliche Kompetenz zu überschreiten.

Eine ganz unschätzbare Quelle stellen die Kirchenbücher dar, die fast von Anfang an mit bewundernswerter Gewissenhaftigkeit in allen Gemeinden geführt worden sind. Sie haben meinen bevölkerungsstatistischen Untersuchungen als Grundlage gedient.

Zumeist aber war ich auf eigene Beobachtungen und persönliche Mitteilungen angewiesen. Herrn Pastor Zylmann in Jequitibá, der schon seit acht Jahren in dem Lande lebt, bin ich zu besonders großem Danke verpflichtet. Das vierte Kapitel dieses Buches (Die Produktionsmethoden im Kolonistenbetriebe) ist zum größten Teil auf Grund seiner Angaben entstanden, und auch sonst hat er mir viel wertvolles Material zur Verfügung gestellt; Karte II des Anhangs ist von ihm gezeichnet. Ferner habe ich den Herren Pfarrern Fischer (Santa Leopoldina), Schmidt (Campinho), Schulz (Kalifornien), Wrede (Santa Maria) meinen Dank auszusprechen, Herrn Pfarrer Fischer insbesondere deswegen, weil er mir seine Wettertabellen liebenswürdigerweise überlassen hat. Auch ihrer Damen möchte ich hier gedenken, deren gastliche Fürsorge mir den Aufenthalt in Espirito Santo zu einer wahren Sommerfrische gestaltet hat. Wenn ich mich recht erinnere, sind manche ihrer Bemerkungen auf den fruchtbaren Boden der Wissenschaft gefallen.

Wollte ich nun die Liste derer fortsetzen, die in dieser oder jener Form an der vorliegenden Arbeit mitgewirkt haben, so würde das ein schier endloses Verzeichnis ergeben. Ich darf daher nur noch des Herrn Konsuls Arens in Victoria und des Herrn C. Müller (i. Fa Franz, Müller & Co.) in Porto do Cachoeiro Erwähnung tun, die mir in der liebenswürdigsten Weise behilflich gewesen sind.

Wenn ich mich bemüht habe, das von mir in Espirito Santo gewonnene Material möglichst vollständig vor dem Leser auszubreiten, zuweilen selbst auf Kosten einer flüssigen Darstellung und einer ununterbrochenen Beweisführung, so ist es einerseits in dem Gefühl geschehen, daß die Sammlung des Stoffes weit wichtiger und schwieriger war als seine Verarbeitung und anderseits in der Annahme, daß dies Buch möglicherweise auch anderen als den von mir ins Auge gefaßten wissenschaftlichen Zwecken dienen könnte.

Im Mai 1915.

Ernst Wagemann.

Inhaltsverzeichnis.

Literatur.

Annuaire du Brésil économique, 1913, S. 666 ff.

Aranha, Graça, Chanaan, 3. Aufl.

Bibliothèque coloniale internationale. Compte rendu v. 1909, 1911, 1912. Institut colonial international. — Bruxelles.

Bilanzen des Banco Hypothecario e Agrícola do Estado do Espirito Santo.

Bolle, Karl, Beitrag zum Thema der Akklimatisation in Tropenländern. Deutsche Kolonialzeitung. 3. Band, Berlin 1886, S. 620 ff.

Botschaften und Berichte der Präsidenten von Espirito Santo: insbesondere vom Jahre 1847, 1848, 1861, 1863, 1895, 1896, 1900, 1904, 1908, 1912, 1913.

Constituição Política do Estado do Espirito Santo. Reforma promulgada aos 13 de Maio de 1913. Victoria 1913.

Diccionário prático illustrado. Novo diccionário encyclopédico luso-brasileiro. Rio de Janeiro.

Fesca, Max, Der Pflanzenbau in den Tropen und Subtropen, 2 Bände. Berlin 1904 und 1907.

Ehrenreich, Land und Leute am Rio Doce (Brasilien). Verh. d. Ges. für Erdkunde zu Berlin, Bd. 13, Berlin 1886, S. 94—105.

Fischer, Ansätze zur Bildung einer Pfarrkonferenz und eines Gemeindeverbandes in Espirito Santo in Mittel-Brasilien. Deutsch-Evangelisch im Auslande. X. Jahrg., 8. Heft. 1911. S. 289 ff.

Grimm, H., Deutsche Tüchtigkeit und Not in Espirito Santo. Süd- und Mittelamerika. 6. Jahrg., Nr. 18 und 19, September-Oktober 1913.

— Zur Geschichte der Pommerngemeinde Santa Leopoldina II, Jequitibá in Espirito Santo. Deutsch-Evangelisch im Auslande. XII. Jahrg., 1. Heft. 1912. S. 1 ff.

Handelmann, Heinrich, Geschichte von Brasilien. Berlin 1860. S. 441 ff.

Hempel, Artikel in der deutsch-südbrasilianischen Zeitung „Germania".

Kaerger, Karl, Brasilianische Wirtschaftsbilder, 2. Aufl., Berlin 1892.

Lamberg, Moritz, Brasilien, Land und Leute, Leipzig 1899. S. 213—232: Der Staat Espirito Santo.

Marques, Cezar Augusto, Diccionário histórico, geográphico e estadístico da Provincia do Espirito Santo, Rio de Janeiro 1878.

Mappa Topográphico da Provincia do Espirito Santo organisada na Inspectoria Geral das Terras e Colonisação . . . precedido de uma breve noticia sobre a mesma provincia, Rio de Janeiro 1878.

Monteiro, Jeronymo, Exposição sobre os negocios do Estado no quatrennio de 1909 a 1912, Victoria 1913.

Platz, E. L., Die deutschen Kolonisten im tropischen Brasilien. Gartenlaube Nr. 34, 1912.

Regulamento para a cobrança dos impostos municipaes. — Santa Izabel, Victoria 1905.

Relatorio da Directoria Central de Terras e Colonisação do Estado do Espirito Santo de 1892 a 1896, Rio de Janeiro 1897.

Rizzetto, R., Lo Stato di Espirito Santo. Bollettino del Ministero degli Affari Esteri. N. generale 289, Aprile 1904.

Sievers, Wilhelm, Süd- und Mittelamerika. 3. Aufl., Leipzig und Wien 1914.

Tschudi, J. J. von, Reisen durch Südamerika, Leipzig 1867, 3. Band, S. 1—82.

Urban, Santa Izabel, die erste deutsche evangelische Gemeinde im Staate Espirito Santo, Brasilien. Gut Deutsch und Evangelisch allewege, Heft 1.

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1910, Berlin 1910.

Walle, Paul, Au Brésil. Du Rio São Francisco à l'Amazone. S. 1—44.

Wanderjahre. Briefe eines Urwaldpfarrers. Bote für die christliche Frauenwelt, Nr. 28—35.

Wappäus, J. E., Handbuch der Geographie und Statistik des Kaiserreichs Brasilien, Leipzig 1871. S. 1711 ff.

Wellmann, Aller Anfang ist schwer. Erinnerungen aus der ersten Zeit meines Urwaldlebens. Gut Deutsch und Evangelisch allewege, Heft 11.

Wernicke, Hugo, Deutsch-evangelisches Volkstum in Espirito Santo. Eine Reise zu deutschen Kaffeebauern in einem tropischen Staate Brasiliens. Potsdam 1910.

Einleitung.

Der gegenwärtige Stand der Akklimatisationsfrage.

Wie das Institut Colonial International — in seinen Sitzungen von 1909 im Haag, von 1911 in Braunschweig und 1912 in Brüssel — und der Deutsche Kolonialkongreß von 1910 festgestellt haben, ist die Akklimatisationsfrage noch weit von ihrer Lösung entfernt[1]. Ja, über die Fragestellung selbst ist man sich in vielen Punkten nicht einig geworden.

Man ging davon aus, daß zwischen Akklimatisation des Individuums und Akklimatisation der Rasse streng zu unterscheiden sei. Die vom Institut zur Bearbeitung der Frage ernannte Kommission (Mitglieder: Hubrecht, Dryepondt, Graf Hutten-Czapski und Rathgen) gelangte zunächst zu folgender Definition der beiden Begriffe: Unter Akklimatisation des Individuums sei zu verstehen „la possibilité pour un individu déterminé de s'adapter physiologiquement aux conditions du nouveau milieu, pour un terme déterminé qui peut même être la durée de son existence". Rassenakklimatisation dagegen sei „l'adaptation au climat de toute une population non seulement pour la durée de la vie des premiers árrivants, mais aussi de leur progéniture, conservant de génération en génération les qualités distinctives de leurs ascendants, sans aucun mélange de sang indigène"[2].

Eine vollständige Rassenakklimatisation wäre hiernach also nur dann gegeben, wenn die in die Tropen versetzte Bevölkerung und ihre Nachkommenschaft keine physiologische oder psychologische Veränderung durch die neuen Lebensbedingungen erfahren würde. Hauptsächlich unter dem Einfluß anthropologischer Betrachtung wandte man sich aber

---

[1] Im übrigen auf die umfangreiche Literatur darüber einzugehen, ist hier nicht der Ort; eine Bibliographie findet sich in der Bibliotheca Geographica (Rubrik: Anthropogeographie).

[2] Institut Colonial International, Compte Rendu von 1911, S. 348.

schließlich einer weniger strengen Definition, nämlich der folgenden, zu: Rassenakklimatisation sei „l'adaptation à un climat équatorial . . ., de manière à produire une race adaptée au nouveau milieu, modifiée peut-être quelque peu dans son organisme, mais conservant les qualités essentielles des ascendants, et qui soit en outre vivace et prolifique“[3].

Dieser gemäßigtere Standpunkt war auch auf dem Deutschen Kolonialkongreß von 1910 vertreten worden; so von Nocht, der Rassenakklimatisation schlechthin definiert als die „gesundheitliche Anpassung nicht nur für die ersten Einwanderer, sondern auch für die Nachkommenschaft, so daß diese sich ohne Mischung mit eingeborenem Blut von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt“[4].

Eine weitere Frage ist die, wieweit zu den Merkmalen der Akklimatisation die unverminderte körperliche Leistungsfähigkeit und Leistungsmöglichkeit gehört. Die Kommission kommt zu dem Schluß: „Entweder ist das Klima ein Hindernis für die Kolonisation, und dann ist dies Hindernis vollständig und nicht auf die körperlichen Arbeiten beschränkt; oder das Klima ist kein wesentliches Hindernis, und dann zieht die Möglichkeit der Besiedlung durch Weiße auch die Möglichkeit der körperlichen Arbeit im Kolonisationsgebiet nach sich[5].“ Noch weiter geht Steudel: er sieht die Akklimatisation nur dann als vollendet an, wenn der Europäer in den Tropen ein Leben führen kann, genau wie in seiner alten Heimat, wenn also z. B. der Kleinbauer jahraus jahrein 10—12 Stunden schwere Feldarbeit zu leisten imstande ist[6].

Von andern, wie von Nocht[7], von Ziemann[8] und Dempwolff[9], wurde diese Auffassung als graue Theorie und als den Forderungen der Praxis widersprechend bekämpft.

Herrschte also schon über die Problemstellung Meinungsverschiedenheit, so zeigten sich bei der Beantwortung der Fragen die Ansichten um so mehr geteilt.

Einig war man sich zwar im allgemeinen darüber, daß Akklimatisation des Individuums durchaus möglich sei oder wenigstens, daß sie

[3] Institut Colonial International, Compte Rendu von 1911, S. 101.

[4] Verh. des Kolonialkongresses, S. 279.

[5] Institut Colonial International, Compte Rendu von 1911, S. 114.

[6] Verh. des Kolonialkongresses, S. 279 (nach Nocht).

[7] Verh. des Kolonialkongresses, S. 279.

[8] Institut Colonial International, Compte Rendu von 1912, S. 107.

[9] Institut Colonial International, Compte Rendu von 1911, S. 115.

„durch hygienische Maßregeln begünstigt werden könne, und zwar so, daß der vorübergehende Aufenthalt der Europäer in den Kolonien aufhören würde, gefährlich zu sein[10]". In der Frage der Rassenakklimatisation jedoch wurde kaum in einem Punkte Übereinstimmung erzielt. Die Möglichkeit ihres Gelingens in tropischen Hochländern wurde zwar von den meisten zugegeben, von manchen aber doch — so von Steudel[11], und teilweise auch von Daenbler[12] — bestritten, und zwar unter Hinweis auf die Schädigung des Nervensystems durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen.

Die Frage nach den Akklimatisationsaussichten im tropischen Tieflande blieb vollends unentschieden. Sie wurde auf Grund der vorliegenden Erfahrungen zumeist im negativen Sinne beantwortet. Eine Reihe von Beobachtungen schienen aber wiederum dafür zu sprechen, daß unter Umständen, so bei insularem Klima (wie auf den Antillen, auf Maurice, Bourbon usw.), günstige Ergebnisse erzielt werden können[13]. Daß sich Europäer selbst in tropischem Flachlande mit Kontinentalklima dauernd zu akklimatisieren vermögen, dafür scheinen die bisherigen Kolonisationserfolge im nördlichen Queensland Zeugnis abzulegen[14].

Ungelöst blieb auch die Frage, welches die eigentlichen Hindernisse der Akklimatisation seien. Wieweit spielen jedesmal die wirtschaftlichen und sozialen Umstände mit? Oder sind nur physiologische Ursachen entscheidend? Werden durch den Aufenthalt in den Tropen nur funktionelle oder auch organische Veränderungen im menschlichen Körper herbeigeführt, und werden diese durch die physikalische und chemische Beschaffenheit der Atmosphäre (Feuchtigkeit, Wärme, Elektrizität usw.) hervorgerufen oder durch die Intensität der Sonnenstrahlen oder durch besondere Tropenkrankheiten[15]?

Während die wirtschaftliche und soziale Seite des Problems überhaupt nicht näher erörtert wurde, erfuhr seine physiologische Seite eine eingehende, wenn auch ziemlich ergebnislose Untersuchung. Zwei ganz entgegengesetzte Ansichten wurden nämlich in dieser Be-

---

[10] Institut Colonial International, Compte Rendu von 1912, S. 98.
[11] Verh. des Kolonialkongresses, S. 329.
[12] Verh. des Kolonialkongresses, S. 336.
[13] Institut Colonial International, Compte Rendu von 1911, S. 102ff.
[14] Institut Colonial International, Compte Rendu von 1911, S. 344ff.
[15] Institut Colonial International, Compte Rendu von 1911, S. 349.

ziehung vertreten: „Die einen, namentlich die Kolonialärzte, führen das Mißlingen der europäischen Kolonisation im tropischen Tieflande auf Epidemien zurück, die in diesen Gegenden endemisch sind, die andern, hauptsächlich die Anthropologen, schreiben den klimatischen Faktoren, insbesondere der Sonnenstrahlung, den vorwiegenden Einfluß zu, und sehen darin das Hindernis für die Besiedlung dieser Länder durch Bevölkerungen weißer Rasse [16]." Wenn die Kolonialärzte im Rechte sind, so bestehen für die tropische Kolonisation gute Aussichten bei den Fortschritten, die die Medizin in der Bekämpfung der Tropenkrankheiten bereits gemacht hat. Die Ansicht der Anthropologen dagegen stellt bei der Unbeeinflußbarkeit der klimatischen Faktoren die pessimistische Richtung in der Akklimatisationsfrage dar.

Da aber auf beiden Seiten die vorgebrachten Behauptungen nicht bewiesen werden konnten, so mußte mit einem non liquet geschlossen werden: „Unsere Kenntnisse sind noch sehr beschränkt. Wir wissen eigentlich nur, daß die weiße Rasse bei der Anpassung an die Tropen mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, aber wir wissen nicht, ob diese Schwierigkeiten unüberwindlich oder relativ sind [17]."

Im ganzen mußte man sich zu dem Eingeständnis bequemen, daß es noch an genügendem Material fehlt, um ein abschließendes Urteil zu gewinnen.

Als ein neuer kleiner Beitrag zur Ausfüllung dieser Lücke will die folgende Darstellung gelten, die sich allerdings weniger mit der physiologischen als mit der wirtschaftlichen Seite des Problems beschäftigt. Jedenfalls bilden die deutschen Siedlungen in Espirito Santo einen besonders interessanten Untersuchungsgegenstand für unsere Frage: Sie umfassen eine Kolonistenbevölkerung von etwa 18000 Seelen und stellen somit die an Menschenzahl größte deutsche Kolonisation der Tropen dar. Dabei blicken sie auf eine Geschichte von fast 70 Jahren zurück; es wächst dort also bereits die dritte Ansiedlergeneration heran. Freilich liegen die Siedlungen ziemlich weit ab vom Äquator, nämlich unter dem 20. Breitengrade, sozusagen am Rande der Tropen. Überdies befinden sie sich zumeist 400—800 m über dem Meeresspiegel. Da aber hier, wenigstens bis zu der Höhe von etwa 600 m, die durchschnittliche Jahrestemperatur mehr als 20° C beträgt,

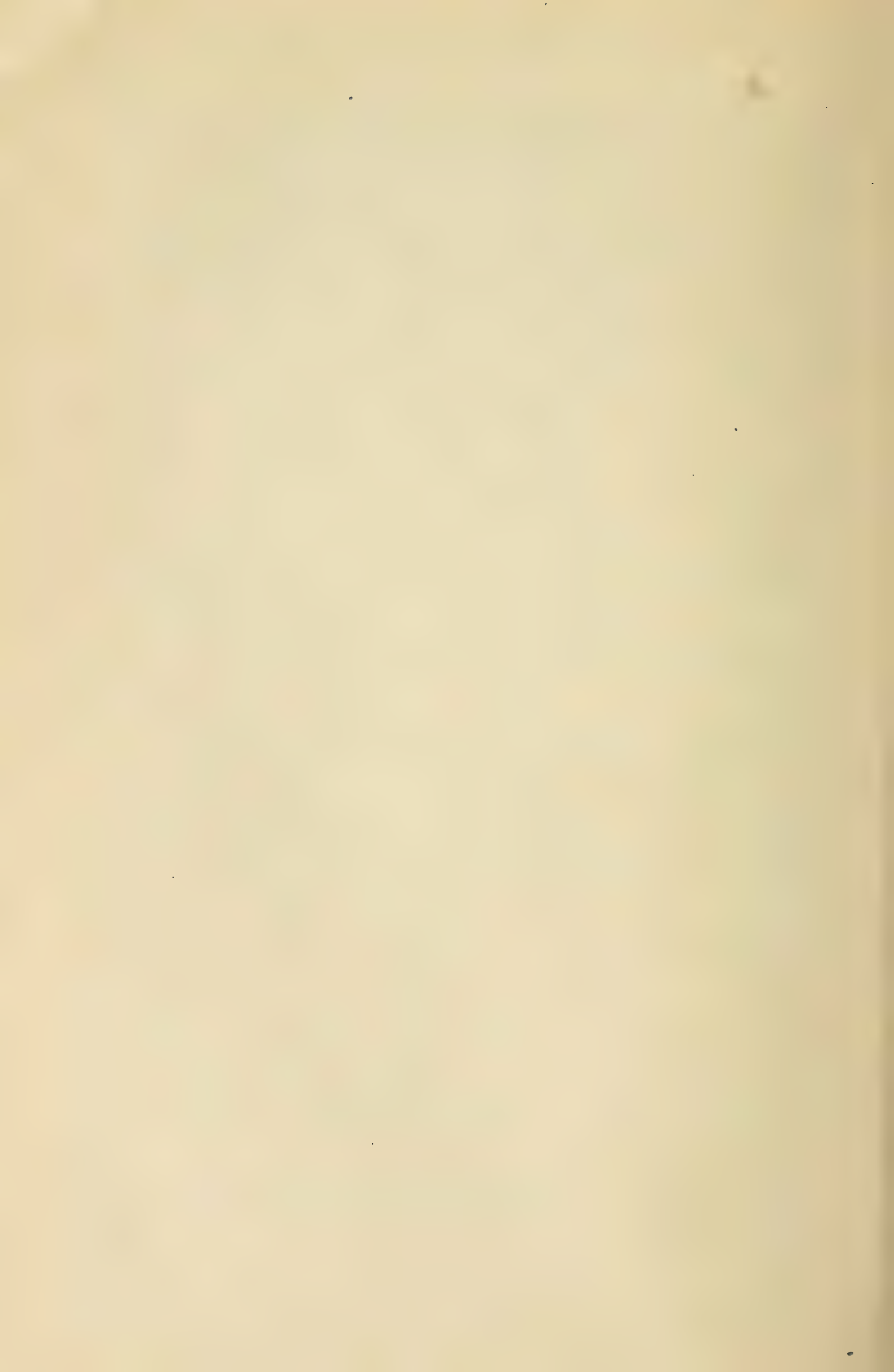
---

[16] Institut Colonial International, Compte Rendu von 1912, S. 86.
[17] Institut Colonial International, Compte Rendu von 1912, S. 97.

so kann man das Klima selbst dieser Gebiete als tropisch bezeichnen, entsprechend der Definition des Institut Colonial International: „Die Länder, in denen die durchschnittliche Jahrestemperatur nicht unter 20° C sinkt, gehören in die Kategorie der Tropenländer[18]." Wenn man jedoch die starken jährlichen und täglichen Temperaturschwankungen in Betracht zieht, die das Klima des betreffenden Gebiets kennzeichnet, so ist man geneigt, es subtropisch zu nennen. Nur ein kleiner Teil der deutschen Siedlungen liegt in Gegenden mit ausgesprochen tropischem Niederungsklima.

---

[18] Compte Rendu von 1911, S. 103.



Erster Abschnitt.

Land und Leute.



Erstes Kapitel.

Espirito Santo.

1. Das Land[1].

Espirito Santo ist sowohl seiner Volkszahl wie seinem Flächeninhalt nach einer der kleinsten brasilianischen Staaten. Bei seiner Lage zwischen den großen Staaten Bahia, Rio de Janeiro und Minas Geraes scheint er mehr einer Laune der Geschichte als irgendwelcher Notwendigkeit sein Dasein zu verdanken.

Sein Gebiet bildet einen 400 km langen und nicht viel mehr als 100 km breiten Streifen, der sich von 18° 5′ bis 21° 28′ südlicher Breite am Ostrande der großen brasilianischen Hochebene hinzieht, an den Hängen der Serra dos Aymorés und ihrer südlichen Fortsetzungen, der Serra do Epigão und der Serra da Chibata.

Wir haben es mit einem vorwiegend bergigen, von unzähligen Wasserläufen zerrissenen, dicht bewaldeten Lande zu tun, das sich im Norden nach der Küste ziemlich gleichmäßig abdacht und sich im Süden noch zu einzelnen bis zu 1400 m ansteigenden Ketten erhebt. Ausgesprochenes Flachland ist nur der ziemlich schmale Küstenstrich. Tiefer landeinwärts erstreckt sich die Ebene nördlich vom 20. Breitengrad, insbesondere am Unterlauf des Rio Doce, wo sich ein großes mit Seen und Sümpfen bedecktes Gebiet ausbreitet.

Der Rio Doce, der in Minas entspringt, in großen Katarakten die Serra dos Aymorés durchbricht und Espirito Santo etwa in der Mitte durchschneidet, ist der größte Strom dieses Landes. Er ist bis nahe an die Grenze von Minas, jedoch mit Schwierigkeiten, schiffbar. Schiffbar sind ferner die im Süden gelegenen Küstenflüsse Santa Maria und Itapimirim; allerdings nur im Unterlauf und ohnehin nur für kleine Fahrzeuge. Der Wasserreichtum des Landes kommt dem Verkehr somit wenig zugute.

---

[1] Mappa Topográphico da Provincia do Espirito Santo. — Marques, S. 59 ff. — Annuaire du Brésil, S. 658 ff. — Sievers, S. 207 ff. — Walle, S. 1 ff.

Die Küstengliederung ist dagegen für die Schiffahrt ganz günstig. Jedenfalls ist die Bucht Espirito Santo, der Hafen der Hauptstadt Victoria, trotz der etwas schwierigen Einfahrt einer der besten Häfen von ganz Brasilien.

Was die Bodenverhältnisse betrifft, so kann man in der Hauptsache zwei Kulturzonen unterscheiden: die Niederungen mit tropischem Charakter und das im ganzen mehr subtropische Hochland. In den Niederungen, zu denen außer dem mehr oder weniger breiten Küstenstreifen auch die Täler der Nebenflüsse des Rio Doce gehören, herrschen für den Anbau von Baumwolle und Zuckerrohr und wohl für den der meisten tropischen Produkte recht günstige Bedingungen, während im Hochlande so ziemlich alle Erzeugnisse der Subtropen und viele der gemäßigten Zone gewonnen werden können. Denn im großen und ganzen ist der Boden sehr fruchtbar. Überdies enthalten die Wälder einen großen Vorrat an kostbaren Hölzern. Besondere Erwähnung verdient der Reichtum an Jacarandá, einer Palisanderart, und an Peroba, einem zur Möbelfabrikation vortrefflich geeigneten Holze. Mineralische Schätze birgt Espirito Santo dagegen in irgendwie beträchtlichen Mengen, soweit bisher bekannt, nicht. Zu nennen wäre höchstens der Monazitsand der Küste.

Wie es aber auch um die Naturschätze des Landes bestellt sein mag: durch das Territorium sind die Aussichten der wirtschaftlichen Entwicklung eng begrenzt. Denn ganz Espirito Santo hat einen Flächeninhalt von nur 45 000 qkm; es ist also noch lange nicht so groß wie Bayern und nicht viel größer als Hannover oder Schlesien.

Freilich ist in Betracht zu ziehen, daß das Hinterland der an Minenschätzen so reiche Staat Minas Geraes ist. Schon jetzt wird der Hafen Victoria ausgebaut, um als Durchgangspforte für die Ausfuhr des Erzes zu dienen, das ihm die Bahn Victoria—Diamantina zuführen wird.

2. Die Besiedlung.

Im Jahre 1535 faßten die Portugiesen als die ersten Europäer in Espirito Santo Fuß. Sie begannen ihr Siedlungswerk damit, daß sie das Städtchen Espirito Santo — das heutige Villa Velha — anlegten. Erst etwas später wurde diesem gegenüber, auf der Insel der Bucht Espirito Santo, die heutige Hauptstadt des Staates, Victoria, gegründet.

Die Kolonisation machte weiterhin nur schlechte Fortschritte[2]; sie wurde besonders durch die Feindseligkeiten der Eingeborenen erschwert, die immer wieder, trotz aller Gegenmaßregeln, aus den sicheren Schlupfwinkeln ihrer Wälder verheerend in die Siedlungen der Weißen einbrachen. Nur dem Bekehrungseifer der Jesuiten ist es zu verdanken, daß wenigstens ein Teil der Indianer europäischer Gesittung zugeführt wurde. Man siedelte sie in Missionsdörfern an[3], von denen die Weißen möglichst ferngehalten wurden, und befolgte überhaupt ein ähnliches System wie im Jesuitenstaate Paraguay, doch ohne den dortigen Kommunismus. So erzog man sie zur Seßhaftigkeit, zum Handwerk und Ackerbau, und gewann sie zu Bundesgenossen für den Kampf gegen die wilden Stämme des Innern. Mit der Vertreibung der Jesuiten im Jahre 1758 gingen all diese Errungenschaften verloren, denn die Indianer, sich selbst überlassen, wurden bald von der übrigen Bevölkerung in die Wälder gedrängt, aufgerieben oder aufgesogen: im Jahre 1750 zählte man 40 000 zivilisierte Indianer, im Jahre 1856 nur noch 6000.

Wie zu Anfang, so blieb die portugiesische Kolonisation aber auch dann, als sie sich auf die Missionsdörfer stützen konnte, auf die Nähe der Küste beschränkt, wo der Boden für den Anbau von Zuckerrohr und Baumwolle vortrefflich geeignet war, und wo sich der auf Sklavenarbeit gegründete Plantagenbetrieb, wie in Pernambuco, entfalten konnte; schon im Jahre 1662 kamen die ersten Negersklaven ins Land[4]. Auf den Umfang der Zuckerproduktion im Jahre 1817 läßt die Angabe schließen, daß es damals 76 große und 68 kleinere Zuckermühlen gab[5].

Im Jahre 1856 hatte es Espirito Santo, wie eine Volkszählung damals ergab[6], erst auf eine Bevölkerung von 49 000 Seelen gebracht, von denen 12 000 Sklaven und 37 000 Freie waren. Die Sklaven waren natürlich alle Neger oder Negermischlinge, während sich die freie Bevölkerung der Rasse nach wie folgt zusammensetzte[6]:

---

[2] Handelmann, S. 441.

[3] Das heutige Zentrum des Südens, Itapimirim, ist zum Beispiel daraus hervorgegangen.

[4] Marques, S. 58.

[5] Marques, S. 83.

[6] Marques, S. 85.

14 314	Weiße,
6 051	Indianer,
13 825	Mischlinge,
2 626	Schwarze,
36 816.	

Hiernach waren also 39% der Bevölkerung Weiße; vermutlich war deren Zahl aber geringer, geben sich doch erfahrungsgemäß bei jeder solchen Zählung viele als Weiße aus, die in Wirklichkeit Mischlinge sind.

Von den freien Erwerbstätigen waren:

9759	Landwirte,
364	Geschäftsleute,
889	Handwerker,
161	öffentliche Beamte,
22	Geistliche.

Berufliche Arbeitsteilung war also noch kaum vorhanden. Es gab 1854/1855 nur 226 industrielle und kommerzielle Betriebe. Man lebte somit in einem Zustand fast völliger Eigenwirtschaft verbunden mit etwas Exportproduktion.

Im Jahre 1859 konnte Handelmann schreiben: „Espirito Santo bildet denn auch, im Verein mit dem südbahianischen Gebiet . . . jenen Teil des atlantischen Küstenstrichs, der nach einer 300jährigen Kolonisation noch am weitesten zurückgeblieben ist[7].“ Wenig genug hatte man also bis dahin erreicht. Aber auch dies wenige schien die Sklavenbefreiung, die im Jahre 1831 mit dem Verbot des Sklavenhandels begonnen und 1889 vollendet wurde, wieder aufs Spiel setzen zu wollen. Die alte Arbeitsverfassung wurde dadurch zerstört, und viele Plantagen gerieten infolgedessen in Verfall. Die Freigelassenen zogen größtenteils fort, zerstreuten sich in die Wälder und überließen sich der primitivsten Form der Eigenwirtschaft.

Aber schon wuchs auf den Ruinen des alten Systems neues Leben. Denn die Deutschen, die in den 40er Jahren einzuwandern begonnen hatten, und die in den 70er Jahren in großen Scharen kamen, sowie

---

[7] S. 441.

die Italiener, die in den Jahren 1877—1895 ins Land strömten[8], warfen sich mit großer kolonisatorischer Kraft auf die Erschließung der Bergwälder des Innern.

Heute mögen in Espirito Santo 300 000 Menschen leben[9]. Das ganze Land nördlich vom Rio Doce, also etwa die Hälfte des Staatsgebiets, ist jedoch noch kaum besiedelt. Hier im Norden, wo noch vollkommen unzivilisierte Indianer — die eingeborenen Aymorés oder Botokuden — umherstreifen, gibt es nur am Rio São Matheus einige kleine Siedlungen des Herrenvolkes, das heute übrigens in der Hauptsache aus Mischlingen besteht. Reine Neger und reine Indianer sind wohl nur wenige darunter, und auch die Zahl der reinblütigen Weißen ist, wenn man von den italienischen[10] und deutschen Kolonisten absieht, sehr gering.

Der größte Teil der Bevölkerung wohnt weit umher zerstreut in Einzelsiedlungen und winzigen Dörfern. Nach amtlicher Angabe gibt es in Espirito Santo mehr als 200 Ortschaften, darunter 12 Städte[11]. Die größte dieser Städte, die Hauptstadt des Landes, Victoria, hat aber kaum mehr als 25 000 Einwohner. Sie ist zugleich der bedeutendste Handelsplatz des Staates und Sitz einiger größerer Handelshäuser. Neuerdings hat man sie zu modernisieren gesucht; sie hat elektrisches Licht und elektrische Bahnen erhalten, und große Hafenanlagen sind, wie erwähnt, im Bau. Die zweitwichtigste Stadt ist Cachoeiro do Itapimirim, am Flusse Itapimirim gelegen. Sie ist das südliche Zentrum des Landes. Von den übrigen Städten ist hauptsächlich Porto do Cachoeiro de Santa Leopoldina mit 1200 Einwohnern zu erwähnen; es liegt am Rio Santa Maria, der in die Bucht Espirito Santo einmündet.

3. Produktion und Verkehr.

Die Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei hatte insbesondere zur Folge, daß die Zucker- und Baumwollkultur durch den Kaffeebau verdrängt wurde.

---

[8] Rizzelto, S. 86.

[9] Annuaire du Brésil, S. 667, gibt 383 569 als Bevölkerungszahl an. Wie mag man nur zu dieser Zahl gekommen sein! eine richtige Volkszählung hat nämlich nicht stattgefunden.

[10] Die Zahl der Italiener in Espirito Santo wurde vom italienischen Konsul in Victoria im Jahre 1903 auf 35—45 000 geschätzt. Rizzelto, S. 89.

[11] Annuaire du Brésil, S. 667.

Im Jahre 1863 werden über den Rückgang der Zuckerproduktion im Bericht des Präsidenten Costa Pereira junior folgende Zahlen mitgeteilt [12]:

Zuckerausfuhr.

1844 . . .	324 000	a (Arrobas zu 15 kg)
1845 . . .	226 000	a
1852 . . .	117 000	a
1861 . . .	22 000	a

Über den Kaffeebau, der in den 40er Jahren auch im übrigen Brasilien große Fortschritte machte, finden sich dagegen folgende Angaben:

Kaffeeausfuhr.

1845 . . .	32 000	a
1852 . . .	95 000	a
1861 . . .	224 000	a

„Diese Tatsache scheint die Beobachtung zu bestätigen" — so heißt es darüber in dem betreffenden Bericht — „die mehr als ein Reisender in Amerika gemacht hat, daß nämlich die Zuckerkultur von allen Zweigen der Landwirtschaft der ist, der sich für die Sklavenarbeit besonders eignet." Daß sie gerade seit den 40er Jahren zurückgehe, wird in dem Bericht damit erklärt, daß der Sklavenhandel, der zwar schon früher verboten worden sei, jetzt erst mit strenger Wachsamkeit unterdrückt werde. Die Raupenplage, mit der die Zuckerproduzenten zu kämpfen gehabt hätten, und die Gestaltung der Marktpreise seien freilich wohl auch als verursachende Momente anzusehen.

Mit der Erschließung des Hochlandes durch die deutsche und italienische Einwanderung ist der Kaffeebau vollends zur Herrschaft gelangt. Denn in den Bergen hat er sich bisher als der lohnendste Zweig der Exportproduktion erwiesen. Im Jahre 1894 wurden schon 1,4 Millionen Arrobas = 21 Millionen Kilogramm Kaffee aus Espirito Santo exportiert [13], 1912: 3 Millionen Arrobas oder 45 Millionen Kilogramm [14] (aus Victoria allein: 1,9 Millionen Arrobas = 28 Millionen Kilogramm). Gegenüber der gesamten Produktion Brasiliens von weit über 10 Millionen Sack (600 Millionen Kilogramm) freilich eine ver-

---

[12] S. 43 ff.

[13] Botschaft des Präsidenten Moniz Freire von 1895, S. 8.

[14] Nach Schätzung von kompetenter Seite.

schwindend kleine Menge! Geringfügig ist heute der sonstige Export aus Espirito Santo; er beschränkt sich auf die Ausfuhr von Holz, Monazitsand usw.

So hat sich der gefährliche Zustand der Monokultur entwickelt, gefährlich allerdings eigentlich nur für den Staat, die Händler, die großen Produzenten, nicht so sehr für den kleinen Kolonisten, wie wir noch zeigen werden.

Von einzelnen Rückschlägen abgesehen, hat sich jedoch der Handel dabei vortrefflich entfaltet.

Im Jahre 1863/1864, als der Milreis 27 Pence wert war, betrugen[15]:

	Außenhandel	Küstenhandel	Zusammen
Ausfuhr . . .	87 000	431 000	518 000 Milreis
Einfuhr . . .	2 000	694 000	696 000 „
			1 214 000 Milreis

Der statistisch erfaßte Umsatz belief sich also damals auf noch nicht 3 Millionen Mark, der gesamte Handel schwerlich auf mehr als 5 Millionen.

Für das Jahr 1911 bei einem Kurse von 16 Pence, betrugen soweit statistisch erfaßt[16]:

Ausfuhr . . .	24,7	Millionen Milreis
Einfuhr . . .	4,8	„ „

Nimmt man die Ausfuhr in die Nachbarstaaten hinzu, so mag sich ein Ausfuhrwert von über 25 Millionen Milreis ergeben. Nehmen wir an, daß die Einfuhr — wegen der ans Ausland abzuführenden Zinsen usw. — nur 20—25 Millionen Milreis ausmacht, so haben wir heute immerhin einen Außenhandel von etwa 50 Millionen Milreis, also von 65—70 Millionen Mark, d. h. von 200—250 Mark auf den Kopf der Bevölkerung.

Von einer Monokultur in Espirito Santo kann natürlich nur die Rede sein, soweit es sich um die Zwecke des Exports handelt; denn neben dem Kaffeebau besteht noch eine ausgedehnte Produktion zur Befriedigung des inländischen Konsums. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse sind:

---

[15] Marques, S. 88, 89.

[16] Annuaire du Brésil, S. 671; im Jahre 1912 war die Ausfuhr 31,2 Mill. Milreis.

Knollengewächse, Bohnen, Mais, Fleisch, Speck, Käse, Butter. Jedoch besteht für diese ein inländischer Markt so gut wie gar nicht. Sie sind fast nur Gegenstand der Eigenproduktion; sie werden in derselben Wirtschaft verzehrt, die sie hervorgebracht hat.

Wir haben also in Espirito Santo noch die Wirtschaftsverfassung aller Neuländer; d. h. die enge Verbindung der Eigenproduktion mit der Exportproduktion, der Hauswirtschaft mit der Weltwirtschaft. Die Zwischenstufe, die Produktion für den inländischen Markt, fehlt fast gänzlich und damit der volkswirtschaftliche Kreislauf.

Das kommt auch bei den Transportmitteln zum Ausdruck. Neben einer ganz unbedeutenden Küsten- und Flußschiffahrt sind das Maultier und der Ochsenkarren die Vermittler des inneren Verkehrs. Anderseits ist das Land schon durch das Dampfschiff und die Eisenbahn an den Weltverkehr angeschlossen. Seit 1910 ist die Hauptstadt Victoria durch den Schienenstrang mit Nictheroy und dadurch mit Rio de Janeiro verbunden. Die Fahrt dorthin dauert 21–22 Stunden[17]. Die Bahn gehört einer englischen Gesellschaft, nämlich der Leopoldina Railway Co. Seit kurzem ist auch die Bahn fertiggestellt (?), die von Victoria nach Diamantina führt, und so die Hauptstadt mit dem Eisenbahnnetz von Minas Geraes verknüpft. Im ganzen sind es 550 km Schienenwege, die das Land jetzt aufzuweisen hat. Die Schiffe des Lloyd Brasileiro, der einen regelmäßigen Dampferdienst zwischen den größeren brasilianischen Häfen unterhält, bringen den Reisenden in etwa 24 Stunden von Victoria nach Rio de Janeiro. Victoria hat auch unmittelbare Dampferverbindung mit überseeischen Plätzen.

Die Organisation des Handels entspricht diesen Verhältnissen. In der Hauptstadt bestehen einige wenige größere Handelshäuser, in deren Händen sich Export und Import ziemlich konzentrieren; nur noch die Kaufleute von Porto do Cachoeiro und Itapimirim machen ihnen eine gewisse Konkurrenz. Und im Innern befinden sich eine Unzahl kleiner Händler, Vendisten genannt, die von diesen Firmen die Importartikel beziehen, um sie an die Bevölkerung zu verteilen, und die anderseits von ihren Kunden den Kaffee im kleinen aufkaufen, um ihn an jene weiter zu geben. Daneben besteht ein immer mehr zurück-

---

[17] Abfahrt von Victoria 10,15 Uhr vormittags, Ankunft in Nictheroy am nächsten Morgen 7,25 Uhr, dreimal die Woche hin und zurück.

gehender Wanderhandel aus Minas: von dorther wird das Land hauptsächlich mit Vieh, Sattelzeug, Tabak versorgt.

Das Kreditwesen ist wenig entwickelt. In Victoria besteht eine Filiale der London and River Plate Bank, welche im Jahre 1910 errichtet wurde. Sie hat es bereits auf über 1 Million Milreis Depositen gebracht. Für ihre Kredite nimmt sie 9—10 %, bei größerem Risiko 13—14 % Zinsen. Im Jahre 1911 ist die französische Banco Hypothecario e Agricola hinzugekommen[18]. Obwohl der Staat sich zu einer Zinsgarantie von 5 % verpflichtet hat, sind von ihrem Kapital, dessen nomineller Betrag 10 Millionen Franken ist, nur 1 Million eingezahlt worden. Allerdings hat die Bank in Frankreich für 40 Millionen Franken 5 %ige Obligationen zum Typus von 81 untergebracht. Sie hat das Geld zum großen Teil in Hypotheken und in industriellen Unternehmungen angelegt[19].

Doch scheint die Zeit für eine industrielle Entwicklung, die der Staat auch durch Steuerbefreiungen, Landschenkungen usw. zu begünstigen sucht, noch nicht gekommen. Denn notgedrungen wird eine Industrie immer da mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wo, wie in Espirito Santo, ein innerer Markt noch kaum entstanden ist, und zwar weder ein Waren- noch ein Arbeitsmarkt.

4. Politik und Finanzen.

Espirito Santo wurde im Jahre 1534 dem portugiesischen Kolonialreich als Lehnsherrschaft, als Kapitanie einverleibt[20]. Als solche wurde es von seinen Besitzern mehrfach verkauft, schließlich im Jahre 1718 vom König selbst erworben. Dieser stellte das Land unter Beamte (Capitães Móres), die dem Generalgouverneur von Bahia untergeordnet wurden. Im Jahre 1803 traten an die Stelle dieser Beamten Gouverneure, die vom Jahre 1809 an der Regierung in Bahia nicht mehr unterstanden, so daß Espirito Santo nun selbständige Provinz war. Bei der Verwaltungsreform des Kaiserreichs erhielt es weitgehendes Selbstverwaltungsrecht. Nach Abschaffung der Monarchie im Jahre 1889 wurde Brasilien, nach dem Muster der Vereinigten Staaten, zum Staatenbund erklärt: Espirito Santo erhielt damit

[18] Annuaire du Brésil, S. 672.

[19] Bilanzen der Bank.

[20] Wappäus, S. 1711.

staatlichen Charakter. Beim Bundesparlament ist es durch drei Senatoren und vier Deputierte vertreten.

Seine Verfassung ist wie folgt beschaffen[21]: An der Spitze steht ein Präsident, der auf Grund unmittelbarer Volksabstimmung auf vier Jahre gewählt wird. Er hat weitgehende Kompetenzen. Sein Vetorecht ist recht umfassend, wenn auch natürlich nicht absolut. Ihm liegt die Ernennung der Staatsbeamten allein ob, und das Begnadigungsrecht steht ihm zu. Ja, er kann die Budgetgesetze über das Budgetjahr hinaus zur Anwendung bringen (prorogar), „wenn der Kongreß aus irgendwelchem Grunde nicht darüber abgestimmt haben sollte". Gesetzgebendes Organ ist ein aus 25 Abgeordneten zusammengesetzter Kongreß, der nur aus einer Kammer besteht; einen Senat gibt es nicht. Der Staat ist in Munizipien gegliedert, deren Geschäfte eine Munizipalkammer führt, an deren Spitze ein (von den Wählern unmittelbar gewählter) Präfekt steht.

Wie überall sonst in Südamerika, wird auch in Espirito Santo trotz aller demokratischen Prinzipien durchaus oligarchisch regiert. Es sind schließlich nur einige wenige Familien, die das Gemeinwesen beherrschen. Bezeichnend ist, daß die drei Brüder des früheren Staatspräsidenten Jeronymo Monteiro, der jetzt Kongreßpräsident ist, folgende Ämter innehaben: der eine ist der Bischof des Staates, der andere Staatskommissar (Director Fiscal) der französischen Bank und der dritte Bundessenator in Rio; ein vierter Bruder, der nicht mehr am Leben ist, war Präsident des Kongresses.

Auch im übrigen spielt sich das Staatsleben in derselben Art ab, wie es in den anderen südamerikanischen Republiken im allgemeinen üblich ist. Die Justiz gilt als beeinflußbar und unzuverlässig. Wenn viele Verbrechen straflos ausgehen, so liegt das allerdings teilweise an den schlechten Verkehrsverhältnissen, die auch sonst die Macht der Behörden in hohem Grade beschränken.

Vor allem scheint es auf dem Gebiet der staatlichen Finanzen nicht immer sehr sauber zugegangen zu sein. Ich führe darüber nur eine Stelle aus dem Bericht des Präsidenten Monteiro an[22], worin dieser den Vorgänger beschuldigt, er habe beim Amtswechsel als Staatsschuld 426 000 Milreis angegeben, während sie in Wirklichkeit 1 170 000 Mil-

[21] Constituição Politica do Estado do Espirito Santo, Victoria 1913.
[22] Monteiro, S. 22.

reis betragen habe. Interessant ist auch, was in demselben Bericht über die frühere Gepflogenheit steht, fiskalische Zahlungen möglichst unpünktlich zu leisten: Man habe jetzt „dieses erbärmliche und verdammenswerte System beseitigt, die Staatsbeamten und die Unternehmer öffentlicher Arbeiten an die Willkür der Regierenden zu fesseln, die sie manchmal zu beträchtlichen Abzügen zwangen, um befreundete Mittelspersonen zu begünstigen, und sie andere Male auf Zahlung endlos warten ließen, um sie zu veranlassen auf Seite ihrer Parteigänger zu treten, oder um verabscheuungswürdige Rache zu nehmen[23]".

Die Staatseinnahmen sind fast ganz auf dem Kaffeeexport aufgebaut, wie z. B. der Voranschlag für 1913 zeigt:

Ausfuhrzoll	3,2	Millionen Milreis
Stempelsteuer usw. . .	0,6	„ „

Jeder Ernteausfall und jedes Sinken der Kaffeepreise bedeutet also für den Fiskus unmittelbaren Verlust. Als der Kaffeepreis von 13—20 Milreis im Jahre 1896 auf 6—10 Milreis im Jahre 1900 und 5—7 im Jahre 1904 fiel, da sanken auch die Staatseinnahmen wie folgt[24]:

1896 . . .	5,4	Millionen Milreis,
1900 . . .	2,9	„ „
1904 . . .	2,3	„ „

Der Fiskus, der im Jahre 1894 eine große Schuldenlast auf sich genommen hatte, kam nun in schwere Bedrängnis. Er stand vor dem Bankrott. Der Staatskredit war vollkommen erschöpft. Doch kam es infolge gütlicher Einigung mit den Gläubigern nicht zur Katastrophe. Die Lage besserte sich wieder, und die ordentlichen Einnahmen stiegen wie folgt[25]:

1908 . . .	2,7	Millionen Milreis,
1909 . . .	2,6	„ „
1910 . . .	3,1	„ „
1911 . . .	4,8	„ „
1912 . über	5,3	„ „

---

[23] Monteiro, S. 497.

[24] Annuaire du Brésil, S. 669.

[25] Nach einem nicht gedruckten Bericht der Banco Hypothecario e Agricola.

Freilich hat die Schuldenlast nicht abgenommen. Sie betrug am 23. Mai 1912: 39,2 Millionen Franken, und zwar setzte sie sich wie folgt zusammen[26]:

auswärtige Schuld . . .	29,5	Millionen Franken,
innere Schuld	9,4	„ „
schwebende Schuld usw. .	0,3	„ „
	39,2	Millionen Franken.

Neben den Staatseinnahmen sind die Munizipaleinnahmen in Betracht zu ziehen, die hauptsächlich aus Gewerbesteuern fließen, unter denen die Vendensteuer die wichtigste ist[27]. Die Einnahmen der bedeutendsten Munizipien waren im Jahre 1911 die folgenden[28]:

Victoria	257 000	Milreis,
Cachoeiro d'Itapimirim .	90 000	„
Santa Leopoldina . . .	47 000	„
Santa Teresa	28 000	„
Santa Izabel	21 000	„

5. Allgemeines.

Im ganzen sind die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse von Espirito Santo derart, daß sie von der entnervenden Einwirkung des tropischen Klimas Zeugnis abzulegen scheinen. Zwar ist ja auf manchen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens eine aufsteigende Entwicklung zu beobachten, doch lassen sich diese Fortschritte in allen Fällen auf fremden Einfluß zurückführen. Die Eisenbahnen sind von englischen Unternehmern gebaut, die Kreditinstitute von englischen und französischen Kapitalisten errichtet worden, und die landwirtschaftliche Produktion verdankt hauptsächlich der deutschen und italienischen Einwanderung ihren Aufschwung. Die große Masse der einheimischen Bevölkerung aber lebt nach wie vor in den primitivsten Verhältnissen träge dahin. Sie produziert nur wenig für den Markt und begnügt sich mit einer denkbar niedrigen Lebenshaltung. Man übertreibt kaum mit der Behauptung, daß irgendein Naturvolk, das in festem Stammes-

[26] Annuaire du Brésil, S. 672.

[27] Regulamento para a cobrança dos impostos municipaes. — Santa Izabel. Victoria 1905.

[28] Bericht des Präsidenten von 1912.

verbande lebt, auf höherer Kulturstufe steht als die Landbevölkerung von Espirito Santo, die in tatsächlich fast völliger Anarchie, in krasser Unwissenheit und kindischem Aberglauben dahinvegetiert, fern von den Einflüssen aller Kulturmächte und insbesondere der Staatsgewalt, die hier ohnehin dem Schlendrian und aller erdenklichen Korruption preisgegeben ist und, wenn auch mit dem Prunkgewande republikanischer und demokratischer Verfassungsformen angetan, ein Schatten- und Schmarotzerdasein führt.

Liegt in diesen traurigen Zuständen schon die Voraussage des düstern Schicksals, welches auch dem kraftvollen und tatkräftigen deutschen Einwanderer bevorsteht? Die folgenden Ausführungen sollen die Antwort darauf geben.

Zweites Kapitel.

Die deutschen Siedlungen.

1. Ihr Gebiet[1].

Die deutschen Siedlungen bedecken heute eine Fläche von etwa 5000 qkm, d. h. also ein Neuntel des gesamten Staatsgebiets.

Im Norden und Osten reichen sie fast an die Bahnlinie heran, die von Victoria nach Minas führt (im Norden also zugleich an den Rio Doce). Im Westen erstrecken sie sich bis an das westliche Ufer des Guandú, somit bis an die Grenze von Minas. Im Süden umfassen sie noch das ganze Tal des Jucúflusses.

Es ist also einerseits das Stromnetz der südlichen Nebenflüsse des Rio Doce: des Guandú, des Santa Joanna und des Santa Maria, und anderseits dasjenige des Oberlaufs der beiden ins Meer mündenden Flüsse Jucú und Santa Maria da Victoria, die gegenwärtig das Feld der deutschen Kolonisation in Espirito Santo bilden. Sie werden es auch wohl noch lange bleiben; denn noch ist ein großer Teil dieser Ländereien entweder gänzlich unbebaut oder von der einheimischen Bevölkerung nur oberflächlich in Bearbeitung genommen.

Die Bodengestaltung ist auch im deutschen Siedlungsgebiet die für den ganzen Staat typische. In der Hauptsache ist es stark bergiges, von unzähligen Bergströmen zerklüftetes Hochland von 300—1000 m Höhe,

---

[1] Siehe die Karten des Anhangs.

das einerseits nach der Küste, anderseits nach dem Rio Doce abfällt. Das untere Tal des Santa Joanna, wie das des Guandú und des Santa Maria ist Tiefland, welches 100—300 m über dem Meeresspiegel liegt. Hier stehen der Landwirtschaft verhältnismäßig breite und ebene Flächen zur Verfügung, während im Hochlande die Täler oft nicht viel breiter sind als das schmale Flußbett, so daß die Bauernhöfe kaum eine ebene Stelle aufzuweisen haben.

Die Landschaft gewährt im großen und ganzen etwa das Bild eines deutschen Mittelgebirges mit tropischer Vegetation, einer Vegetation, die sich zwar fast nie zur gigantischen Pracht des Urwalds am Amazonenstrome erhebt, der jedoch die Leuchtkraft der tropischen Sonne paradiesische Schönheit verleiht. Graça Aranha, einer der angesehensten brasilianischen Schriftsteller, kennzeichnet sie im Eingang seiner in Espirito Santo spielenden Erzählung „Chanaan“ wie folgt:

„In jener Gegend drückt die Erde eine vollkommene Harmonie im Weltengefüge aus: der Fluß ist nicht groß und gewaltig im Sturz wie ein furchtbarer Bergstrom, die Gebirgskette setzt sich nicht aus jenen Riesen zusammen, die ihr Haupt in die Wolken vergraben und bezaubernd und lockend zu düsterm Kult begeistern und zum Tode einladen wie zu einem lockenden Obdach. Der Santa Maria ist ein kleiner Sohn der Höhen, flüchtig in seinem Anfang, dann lange gehemmt durch Steine, die ihm den Weg zu sperren suchen, und von denen er sich, stöhnend vor Schmerz, mit einer furchtbaren Kraftanspannung befreit, um schließlich feurig und fröhlich dahinzustürmen. Er entwindet sich dann einem schlichten Walde, dringt lebhaft in den Schoß der sanft gewundenen Hügel ein, die sich wohlgefällig jener lächelnden und überströmenden Wildheit hinzugeben scheinen . . . Sie erheben sich anmutig, bekleidet von runden Rasenflächen, die ihnen weich von den Hüften fallen, wie eine dunkle Tunika, die sie in Liebkosungen weich und ewig einhüllt.“

2. Das Klima des Hochlandes.

Die deutschen Siedlungen werden vom 20. Breitengrade durchschnitten, sie liegen also schon in der Tropenzone. Entsprechend der verschiedenen Höhenlage sind aber die klimatischen Verhältnisse außerordentlich mannigfaltig.

Leider sind die darüber vorliegenden Beobachtungen sehr unvollkommen. Tägliche Messungen, freilich nur mit einfachen Instrumenten,

sind in den Jahren 1912 und 1913 auf dem Pfarrsitze Santa Leopoldina vorgenommen worden[2], der zwei Reitstunden von Porto do Cachoeiro, und zwar, wie festgestellt sein soll, 520—530 m über dem Meeresspiegel liegt. Aus den Tabellen, die im Anhang abgedruckt sind, geben wir hier folgenden Auszug:

Santa Leopoldina.

Jahr 1912.

	Temperatur in ° C			Regenmenge	Zahl
	Mitt.	Max.	Min.	mm	der Regentage
Januar . . .	23	31	18	251	15
Februar . . .	24	30	17	339	12
März	22	30	16	279	20
April	21	28	16	103	13
Mai	20	26	14	85	10
Juni	19	27	11	117	12
Juli	18	25	11	78	6
August . . .	19	28	11	68	6
September . .	18	28	$8^1/_2$	128	12
Oktober . . .	20	27	10	152	16
November . .	24	**32**	18	96	10
Dezember . .	23	32	15	214	19
	21			1910	151

Differenz von Maximum und Minimum des Jahres: $23^1/_2{}^0$.

Santa Leopoldina

Jahr 1913.

	Temperatur in ° C			Regenmenge	Zahl
	Mitt.	Max.	Min.	mm	der Regentage
Januar . . .	25	**$33^1/_2$**	16	279	19
Februar . . .	24	$31^1/_2$	15	397 [3]	18
März	25	32	15	5	3

[2] Von Herrn Pfarrer Fischer, der mir sein Material liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt hat. — Ein im Schatten aufgehängtes Thermometer wurde dreimal täglich (6 a, 2 p, 6 p) abgelesen; die hier mitgeteilten Zahlen sind das arithmetische Mittel, die höchsten und die niedrigsten Werte, die in den einzelnen Monaten an den betreffenden Terminen abgelesen worden sind.

[3] Die Regenmessungen sind zum Teil ausgefallen.

	Temperatur in ° C			Regenmenge	Zahl
	Mitt.	Max.	Min.	mm	der Regentage
April	23	30	15	118 [3]	17
Mai	20	28	12	22 [3]	14
Juni	19	26	12	127 [3]	14
Juli	19	26	12	51	8
August . . .	19	26	10	97	6
September . .	21	31	14	105	18
Oktober . . .	22	32 1/2	10	150	14
November . .	23	33	14	170	23
Dezember . .	23	32	13	331	26
	22			1852 [3]	180

Differenz von Maximum und Minimum des Jahres: 23 1/2 °.

Wir sehen, die Temperatur beträgt im Jahresdurchschnitt 21 bis 22 ° C. Sie geht aber, soweit Beobachtungen vorliegen, über 33 ° kaum hinaus. Im Zeitraum 1910—1913 sind ein einziges Mal (Februar 1910) 37 ° im Schatten gemessen worden. Das Minimum betrug in den Jahren 1912 und 1913: 8 1/2 °. Im Zeitraum 1910—1913 sind nie weniger als 8 ° beobachtet worden. Die Nächte pflegen selbst im Sommer angenehm zu sein. Über 20° war die Temperatur um 6 Uhr morgens:

	1912	1913
November	8 mal,	7 mal,
Dezember	11 „	12 „
Januar	20 „	17 „
Februar	15 „	9 „
März	4 „	2 „

Über 22° steigt die Temperatur des Morgens aber nur sehr selten, und zwar fast nur im Januar an einigen Tagen.

Als unangenehm schwül sind die Nächte eigentlich nur in den ersten Tagen der Hauptregenzeit zu betrachten, die mit einer Reihe täglicher Gewitter einsetzt, denen ein allgemeiner Landregen folgt. Sie umfaßt die Sommermonate November bis April, wird aber von einer Periode heißer Trockenheit unterbrochen. Doch wird die Hitze eben wegen der Trockenheit, und weil sich in dieser Zeit gegen Mittag eine oft recht kräftige Seebrise aus Nordost erhebt, nicht lästig empfunden.

[3] Die Regenmessungen sind zum Teil ausgefallen.

Im Winter — Mai bis Oktober — sind die Niederschläge viel geringer. Sie dauern allerdings oft tagelang an, doch ist es mehr ein Sprühregen. Von den sommerlichen Niederschlägen unterscheiden sich die der kälteren Jahreszeit auch dadurch, daß sie bei südlichen Winden erfolgen, während der Sommerregen gewöhnlich bei östlichen Winden fällt.

Die durchschnittliche Jahresmenge der Niederschläge dürfte nach den vorliegenden Zahlen 2000 mm betragen.

Auf dem Pfarrsitz Kalifornien wurden als niedrigste Temperatur 6 ^{0}, als höchste 32^0 gemessen. An 172 Tagen regnete es, und zwar waren 63 vollständige Regentage[4].

Um 1860 ergab sich für das Zentrum von Santa Izabel, nach den Berechnungen des damaligen Koloniedirektors, ein Jahresmittel von 18 ^{0} R[5].

Nach alledem hat also das Klima des Hochlands im allgemeinen eine jährliche Durchschnittstemperatur, die erlaubt, es als tropisch zu bezeichnen; dabei sind jedoch die täglichen und jährlichen Temperaturschwankungen recht beträchtlich, so daß das Klima uns in dieser Beziehung ziemlich gemäßigt erscheint. Wie sehr es sich trotzdem von dem unsrigen unterscheidet, wird uns bewußt, wenn wir bedenken, daß die kälteste Jahreszeit jener Gegend etwa unserm Spätfrühling, wenn nicht unserm Sommer entspricht.

3. Das Klima des Tieflandes.

Durchaus tropisches Klima haben die meisten Gebiete des Tieflands. Besonders gilt das vom unteren Tal des Santa Joanna[6]. Die Tagestemperatur ist dort zwar nicht übermäßig hoch; 38^0 C oder mehr um 2 Uhr nachmittags im Schatten sind selten vorgekommen. Doch kühlt es sich in den Nächten kaum ab. Nachts um 12 Uhr sind 28—29^0 häufig beobachtet worden; in diesem Falle pflegt das Thermometer bis zum Morgen nur auf 26^0 zu sinken. Im Winter herrscht meist eine weiche, milde trockene Luft, wenn auch schwüle Tage nicht selten sind. Aber selbst in dieser Jahreszeit hat man des Morgens nur ausnahmsweise

---

[4] Nach den Aufzeichnungen von P. Schüler (für 1905?).

[5] Tschudi, S. 8.

[6] Die folgenden Angaben darüber verdanke ich Herrn Pfarrer Zylmann, der sieben Jahre in Santa Joanna verbracht hat.

— wenn überhaupt — weniger als 14—16°. Bei Gewittern sinkt die Temperatur übrigens oft innerhalb von 10 Minuten um etwa 8°, steigt dann aber ebenso rasch wieder.

Während im Hochland immer frisches Quellwasser zur Verfügung steht, ist hier überdies nur lauwarmes Flußwasser vorhanden, das wenig Kühlung zu spenden vermag. Im März des Jahres 1913 sind im Flusse nie weniger als 28° gemessen worden. Im Kübel geschöpftes Wasser kühlte allerdings auf 26° ab.

Was nun die Niederschläge betrifft, so kommt Sprühregen wie im Hochland nicht vor. Der Regen ist durchweg wolkenbruchartig und mit Gewitter verbunden, und zwar auch im Winter, zu welcher Jahreszeit Gewitter im Hochland nur selten sind.

Die Niederschläge pflegen sich wie folgt auf das Jahr zu verteilen: In den Monaten April bis September regnet es wenig, jedenfalls viel seltener als im Hochlande. Im Oktober setzt meist eine Regenperiode von 7—14 Tagen ein. Von da bis Weihnachten kommen nur hin und wieder kurze Gewitterregen vor. Die eigentliche Regenzeit erstreckt sich von Weihnachten bis Ende Januar oder Mitte Februar. Dann regnet es wieder in den Monaten März und April 7—14 Tage lang, bevor das relativ trockene Winterwetter beginnt.

Von Zeit zu Zeit treten Perioden absoluter Dürre auf, die wirtschaftlich verhängnisvoll werden können. So z. B. hat es vom dritten Weihnachtstage im Jahre 1910 bis zum 5. November 1911, also mehr als 10 Monate, überhaupt nicht geregnet. (?) Das Vieh war schließlich halb verhungert und konnte nur noch im Walde, der stellenweise aber auch schon fast entblättert dastand, Futter finden.

Weniger ungünstige klimatische Verhältnisse bestehen im Tale des Guandú, obwohl die dortigen Siedlungen nicht viel höher liegen. Ich gebe die Zahlen wieder, die ich auf der Koloniedirektion des Nucleo Affonso Penna (162 m über dem Meeresspiegel) gefunden habe:

Nucleo Affonso Penna.

Jahr 1911.

	Temperatur in °C			Relative Feuchtigkeit	Regenmenge	Regentage
	Mitt.	Max.	Min.	°/o	mm	
Januar . . .	27,4	35	19,5	67	70	6
Februar . .	29,0	40,5	18,5	61	54	4
März . . .	28,1	35	18,5	67	96	8

	Temperatur in °C Mitt.	Max.	Min.	Relative Feuchtigkeit %	Regenmenge mm	Regentage
April . . .	20,1	31	19,7	72	0	0
Mai	24,9	31	16	76	12	2
Juni . . .	24,0	30	11	64	0	0
Juli	22,5	29	8	62	0	0
August . . .	23,0	30	14	64	0	0
September . .	24,8	33	15	63	23	5
Oktober . . .	25,0	34	19	61	22	5
November . .	29,3	32,6	22,3	63	89	3
Dezember . .	30,1	35	24,4	64	125	9
	25,7			65	491	42

Nucleo Affonso Penna.

Jahr 1912.

	Temperatur in °C Mitt.	Max.	Min.	Relative Feuchtigkeit %	Barometer mm
Januar . . .	27	33	22	78	754
Februar . .	27	32	22	72	753
März . . .	27	31	23	75	755
April . . .	?	?	?	?	?
Mai	24	29	18	79	756
Juni . . .	22	29	15,5	81	756
Juli	20	27	13	77	758
August . . .	21	27	16	76	758
September . .	21	26	14	74	758
Oktober . .	20	29	17,5	85	756
November . .	27	33	22	74	754
Dezember . .	24	26	20	75	753

Aus diesen Tabellen ersehen wir, daß die Jahresmenge des Niederschlags in Affonso Penna bedeutend geringer ist als in Santa Leopoldina. Während wir auf der Höhenstation in allen Monaten Niederschläge finden, ergibt sich hier im Jahre 1911 eine Trockenperiode von 3 Monaten. Das Jahresmittel der Temperatur ist um einige Grade höher als dort. Die Differenz zwischen der höchsten und der niedrigsten Temperatur, die gemessen wurde, ist $32^1/_2$ °.

Weitere Schlüsse aus dem vorliegenden Material zu ziehen, er-

scheint nicht geboten, da über die Instrumente und die wissenschaftliche Exaktheit der Beobachtungen zu wenig bekannt ist.

Für Victoria werden als mittlere Jahrestemperatur allgemein 23° R angegeben.

4. Die Gründung der Kolonie Santa Izabel.

Von zwei Seiten her haben sich die deutschen Siedlungen über das Land gebreitet: vom Rio Jucú und vom Rio Santa Maria da Victoria.

Zuerst ist am Jucú, etwa 30 km von der Küste entfernt, die Kolonie Santa Izabel — das war der Name der damals präsumptiven Thronerbin — angelegt worden, und zwar im Jahre 1847. Die ersten deutschen Einwanderer, die dorthin kamen, waren 38 Familien (163 Köpfe), welche vom Rhein, von den Höhen des Hunsrück stammten[7]. Später erhielten sie Zuzug aus Rheinhessen[8].

Sie waren nach ihrer Ankunft in Rio zu Schiff nach Victoria befördert worden, wo sie zunächst blieben und mit der Säuberung und Pflasterung des Platzes vor dem Präsidentenpalaste — gegen Lohn — beschäftigt wurden. Dann brachte man sie nach der kleinen Ortschaft Vianna[9], die auf dem Wege zu ihrer neuen Heimat lag. 1813—1818 hatte man hier mit portugiesischen Familien aus den Azoren eine Ansiedlung geschaffen, die nach anfänglichen Schwierigkeiten sich ganz gut entwickelte, und die nun für die deutschen Einwanderer die nächst benachbarte Ortschaft werden sollte[10].

Von Vianna endlich gelangten die deutschen Einwanderer — die Männer zu Fuß, die Frauen und Kinder mit Kanoes auf dem Nebenarme des Jucú, dem Braço do Sul — zu ihrem Bestimmungsorte, zu der Stelle, wo diese beiden Flüsse zusammenströmen. „Dort fanden sie," so erzählt Pastor Urban[11], „nur einige Dutzend halbwilde Botokudenindianer mit ihren Frauen und Kindern und ihrem Aufseher, der als Dolmetscher diente, vor. Diese Botokuden hatten ein Stück Urwald gerodet und Nothütten errichtet . . . Als die Kolonisten, Bettzeug, Kochgeschirr, Arbeitszeug, sowie Lebensmittel auf dem Rücken, ihre Kolonielose beziehen wollten, erfuhren sie zu ihrem Schrecken, daß erst die

[7] Tschudi, S. 7.
[8] Urban, S. 13.
[9] Urban, S. 4.
[10] Handelmann, S. 443. Tschudi, S. 6.
[11] S. 5 ff., offenbar nach den Schilderungen älterer Kolonisten.

Hälfte der Länderstrecken abgemessen war, außerdem war für kein Waldstück Weg und Steg vorhanden. Bei der Abmessung der Grundstücke waren nur die äußeren Grenzen durch einen kleinen Saumpfad (Pikade) bezeichnet worden . . . Solche Pikaden mußten sich die Einwanderer zunächst durch ihre Grundstücke schlagen, und zwar nach einer Stelle hin, wo ein Bächlein plätscherte, sie mußten gleichzeitig eine Verbindung mit den einzelnen Grundstücken untereinander herstellen . . . Auf der geschlagenen Pikade trugen die Kolonisten Lebensmittel und Arbeitszeug auf dem Rücken nach der Stätte ihrer neuen Heimat. Kaum hatten sie aber damit begonnen, sich hier häuslich niederzulassen, da erhielten sie von Victoria aus den Befehl, zu ihren früheren Nothütten bei Vianna zurückzukehren. Die Indianer waren wieder in die Wildnis geflohen, und die Regierung befürchtete von ihnen Angriffe auf die Ansiedler . . . Polizeisoldaten mußten die Indianer erst wieder einfangen und auf mehrere Stellen verteilen . . . Die Deutschen erhielten eine Zeitlang eine militärische Schutzwache. Die Wilden blieben wohl noch in der Nähe der deutschen Siedlungen und jagten ihren Bewohnern noch oft Schrecken ein, allein allmählich zogen sie sich immer weiter ins Innere zurück und ließen die Kolonisten unbehelligt."

Obwohl die deutschen Kolonisten von gebirgiger Gegend kamen und als Kleinbauern und Tagelöhner schwere Arbeit von Haus aus gewöhnt, somit für das Siedlungswerk im brasilianischen Urwald vorzüglich qualifiziert waren, obwohl auch das Klima ihrer neuen Heimat gar nicht ungünstig war, wurden sie doch im ersten Jahr von schweren Krankheiten heimgesucht. Die ungewohnte Kost — sie waren, wie sie mir erzählt haben, damals fast ganz auf schwarze Bohnen und Manniokmehl angewiesen —, die ungenügenden Behausungen, die Insektenplage vor allem, die vor der Niederlegung des Waldes sehr groß war, alle diese Dinge wirkten dahin, daß von den 163 Menschen die meisten aufs Krankenlager geworfen wurden, und daß neun von ihnen starben, wie ich dem Kirchenbuche der Pfarre zu Campinho entnommen habe. Als Todesursache wird Typhus, Malaria, Gelbes Fieber angegeben. Diese Leidenszeit ging aber bald vorüber, zumal die Regierung ziemlich energisch eingriff und die Kolonisten mit ärztlicher Hilfe, Medizin und Lebensmitteln versorgte.

Überhaupt ist von Staats wegen für die Ansiedler, wenigstens im Anfang, viel getan worden, wurde die Provinz doch damals von einem ihnen sehr wohlgesinnten Präsidenten verwaltet. Anfänglich erhielt

jede Familie ein Landlos von 120000 Quadratklaftern[12], von mehr als 50 ha also. Manche erhielt „durch Bitten, Winkelzüge, fingierte Erbschaften und dergleichen“ sogar zwei, ja drei solche Grundstücke, die sie natürlich nur zum kleinsten Teil bebauen konnte. Die Gehöfte wurden also viel zu groß, was ja schon der Wegeverhältnisse wegen unerwünscht war[13].

In dieser Erkenntnis ordnete die Regierung an, den neu ankommenden Einwanderern nur Flächen von 62500 Quadratklaftern (25—30 ha) zu gewähren, und zwar zum Preise von 93¾ Milreis, welcher Betrag allerdings nicht gleich bezahlt zu werden brauchte[14].

Außer dem Lande bekamen die Kolonisten noch Geldunterstützungen, die anfänglich sehr bedeutend waren und „sie nur zum Nichtstun und zur Verschwendung verleiteten,“ weshalb der Betrag Ende der 50er Jahre verringert wurde. Nun erhielt die einzelne Familie je nach ihrer Kopfzahl 24—59 Milreis den Monat.

Im ganzen sind in den Jahren 1846—1863 von der Regierung für die Kolonie Santa Izabel 261000 Milreis ausgegeben worden[15].

Trotzdem haben die Kolonisten zeitweise geradezu Hunger leiden müssen. Das erklärt sich teilweise damit, daß Absatz und Zufuhr sehr erschwert waren. Die katholische Bevölkerung von Vianna wollte nämlich den Ansiedlern aus konfessioneller Feindschaft oder aus anderen Motiven einfach keine Lebensmittel verkaufen und ihnen anderseits ihre Produkte nicht abnehmen. Viel Schuld trug an dem Elend auch die anfänglich sehr mangelhafte Verwaltung. Man hatte einen seiner Aufgabe gar nicht gewachsenen österreichischen Kapuziner mit den Geschäften betraut, und dieser übertrug gar, als er abging, mit Einverständnis der Regierung seine Stelle einem gänzlich unfähigen Kolonisten[16]. Vielleicht waren Unterschleife der Beamten mit im Spiele.

Die Dinge besserten sich erst, als im Jahre 1858 ein früherer preußischer Offizier, Adalbert Jahn, Direktor der Kolonie wurde; er hat auf seinem Posten eine sehr segensreiche Tätigkeit entfaltet[16].

Im Jahre 1860 fand Tschudi die Lage der Kolonisten ganz erträg-

---

[12] Marques, S. 209: 200 mal 600 Braças; Braça=Klafter.

[13] Tschudi, S. 9.

[14] Tschudi, S. 9, 10.

[15] Bericht des Präsidenten Costa Pereira jr. von 1863, S. 33.

[16] Tschudi, S. 7—9.

lich. Er schreibt darüber[17]: „Die älteren Kolonisten (von 1847) sind durchgehends in einer behäbigen, sorgenfreien Lage, und es wird ihrer großen Mehrheit auch das Lob fleißiger und ordentlicher Leute erteilt. Weniger günstig lautete das Urteil über eine Anzahl der später angekommenen, unter denen viele arbeitsscheue, dem Trunke ergebene Individuen waren."

Ihre Zahl war Ende 1860 — durch Einwanderung und natürliche Bevölkerungszunahme — auf 628 Personen angewachsen[18]:

Deutsche (darunter 174 Preußen)	410
Schweizer	8
Franzosen	2
Sardinier	24
Brasilianer (nämlich die in Brasilien geborenen Kinder der Kolonisten)	184
	628

Ende 1862 waren es 801 Personen, und zwar 424 männlichen und 377 weiblichen Geschlechts[19]. Im Jahre 1862 wurden 10 000 Arrobas (150 000 kg) Kaffee geerntet[19].

1865 wurde Santa Izabel „emanzipiert": sie unterstand nun nicht mehr einem Koloniedirektor, sondern trat unter Munizipalverwaltung[20].

5. Die Gründung der Kolonie Santa Leopoldina.

Während Santa Izabel eine fast rein deutsche Kolonie war, wie die eben angeführten Zahlen zeigen, wurde am Flusse Santa Maria da Victoria eine national gemischte Kolonie gegründet, die nach der zweiten kaiserlichen Prinzessin den Namen Santa Leopoldina erhielt.

Die Gründung fiel in die 50er Jahre, als die brasilianische Regierung begonnen hatte, die Kolonisation besonders eifrig zu betreiben. Damals wurden in den Südstaaten des Kaiserreichs zahlreiche Kolonien geschaffen. Auch in Espirito Santo selbst, am Rio Novo, entstand eine weitere Kolonie. Doch wurden dort keine Deutschen, sondern nur eine Anzahl von Schweizerfamilien angesiedelt. Über diese Kolonie bei-

---

[17] S. 14.
[18] Tschudi, S. 11.
[19] Marques, S. 209.
[20] Wappäus, S. 1721.

läufig nur einige Worte: Sie wurde 1855 von einer Privatgesellschaft ins Leben gerufen, deren schwindelhaftes Gebaren zur Folge hatte, daß die Kolonie, auf der eine heillose Wirtschaft einriß, vom Staate übernommen wurde. Sie ist später ganz gut gediehen[21].

Santa Leopoldina ist genau ein Jahrzehnt nach der Gründung von Santa Izabel, nämlich im Jahre 1857, angelegt worden. Sitz der Direktion wurde, obwohl an der Peripherie der Kolonie gelegen, die kleine Ortschaft Porto do Cachoeiro am Santa Maria.

Als erste Ansiedler kamen im Jahre 1857 140 Schweizer und im folgenden Jahre 222 Personen verschiedener Nationalität. Im Oktober 1860 lebten auf Santa Leopoldina 232 Kolonistenfamilien mit 1003 Köpfen. Diese Zahl setzte sich der Nationalität nach wie folgt zusammen[22]:

Preußen	384	Holländer	120
Sachsen	76	Schweizer	104
Hessen	61	Tiroler	82
Badenser	27	Luxemburger	70
Holsteiner	13	Belgier	8
Nassauer	13	Franzosen	1
Sonstige Deutsche	19	Engländer	1
	593		**386**

In Brasilien geborene Abkömmlinge der Kolonisten: 24.

Im Jahre 1862 zählte die Kolonie 1016 Personen, und zwar 542 männlichen und 474 weiblichen Geschlechts; 320 Katholiken und 696 Protestanten[23].

Als Tschudi die Kolonie im Jahre 1860 besuchte, befand sie sich in den traurigsten Verhältnissen, woran nach ihm teilweise der an vielen Stellen schlechte, unfruchtbare Boden die Schuld trug, teilweise die Mißwirtschaft der brasilianischen Beamten. Wir geben im folgenden einige charakteristische Stellen aus Tschudis Bericht wieder, der sich durch Anschaulichkeit und Objektivität auszeichnet:

„Der Ingenieur, der den ersten Kolonisten ihre Landlose vermessen

[21] Tschudi, S. 61 ff. Marques, S. 37. Über die gegenwärtige Lage der Kolonisten am Rio Novo ist mir nichts Genaueres bekannt; sie sind zwar evangelisch geblieben, aber sie sprechen nicht mehr deutsch, sie haben sich nämlich einer brasilianisch-evangelischen Kirchengemeinde angeschlossen.

[22] Tschudi, S. 35. [23] Marques, S. 211.

sollte, teilte, statt sich an die bestimmten Regierungsverordnungen zu halten, die Parzellen nach dem Augenmaße ab, kassierte aber dennoch die nicht unbedeutende Quote für regelmäßige Vermessungen ein. Sein Nachfolger sollte dieses betrügerische, manche Ansiedler beeinträchtigende Verfahren wieder gut machen. Er fing an regelrecht zu arbeiten, schnitt einzelnen Kolonisten ihr schon bebautes Land ab und teilte es anderen zu, jenen aber Urwald, so daß sie die harte Arbeit des Waldumschlagens von neuem beginnen mußten. Ein dritter, der die Tochter eines preußischen Kolonisten zur Konkubine genommen hatte, beging wiederum zum Vorteil einiger Begünstigten grobe Ungerechtigkeiten, kurz, es herrschte eine unbeschreibliche Willkür und Ungerechtigkeit. Bei meiner Anwesenheit in der Kolonie, drei volle Jahre nach ihrer Gründung, besaß noch kein einziger der Schweizerkolonisten seine gesetzliche Parzelle von 62 500 Quadratbrazas, jeder hatte viel weniger, einzelne sogar nur 6000—8000 Quadratklafter, und dazu schlechten Boden[24]!"

„Es ist Tatsache, daß . . . keine einzige Familie hätte leben können, wenn sie nur darauf angewiesen gewesen wäre, sich von den Erzeugnissen ihrer Felder zu ernähren. Selbst die Kolonisten, die schon seit vier Jahren sich dort niedergelassen und während der ganzen Zeit fleißig und tadellos ihre Scholle bearbeitet hatten, konnten sich noch nicht von ihren Ernten ernähren und kleiden, und sie wären in der traurigsten Lage gewesen, wenn sie nicht bei den Straßen- oder anderen öffentlichen Arbeiten, oder als Gehilfen der Feldmesser Verdienst gefunden oder endlich von der Regierung direkte Geldsubsidien (Diarios) empfangen hätten . . .[25]"

„Die Direktion der Kolonie war von Anbeginn bis zu Anfang des Jahres 1860 eine in jeder Beziehung höchst erbärmliche. Der zeitweilige Direktor wohnte in Porto da Cachoeira, wo ein Aufnahmehaus, ein großer Kramladen und noch mehrere Wohnungen erbaut und von einem sehr gemischten Personal, größtenteils Brasilianern, bezogen wurden. Hier entwickelte sich allmählich ein abscheulicher Lasterpfuhl der Unzucht und des Betrugs, wodurch die Kolonieverhältnisse in immer tiefere Unordnung sanken. Die Regierungssubsidien wurden von den Direktoren entweder unterschlagen oder nur nach Gunst, immer aber höchst unordentlich ausbezahlt . . . Unterdessen nahmen Elend, Hunger und

[24] S. 22.

[25] S. 26, 7.

Krankheiten unter den Kolonisten zu. Wo der Hunger durch die Tür tritt, entweicht das Schamgefühl durch das nächste Fenster. Weiber und Töchter von Kolonisten gaben sich in Porto da Cachoeira für eine oder ein paar Patacas den Brasilianern hin, um sich dafür einige Lebensmittel zu kaufen, aber um später einen von Syphilis zerfressenen Körper herumzuschleppen. Es wurden mir von durchaus redlichen, glaubwürdigen Personen wahrhaft haarsträubende Geschichten über diese Epoche der Kolonie mitgeteilt. Selbst die arbeitsamen, ordentlichen Kolonisten fristeten mit knapper Mühe ihre Existenz, da sie die ihnen noch so nötigen Unterstützungsgelder von der Regierung nur teilweise, oft monatelang gar nicht erhielten. Nur jene, die noch an den Resten ihres aus Europa mitgebrachten geringen Kapitals zehren konnten, vermochten sich ein leidliches Fortkommen zu verschaffen[26]."

Tschudi verkennt freilich nicht ganz, daß auch die Kolonisten selber es an manchem fehlen ließen. So sagt er von den Holländern:

„Die Holländer waren im Jahre 1859 angekommen und befanden sich zum großen Teil durch eigenes Verschulden in der allertraurigsten Lage. Es waren durchschnittlich sehr verkommene, arbeitsscheue Individuen, die im Schmutze fast erstickten. Sie nährten sich fast ausschließlich von Mandiokamehl mit Rizinusöl und Wasser zu einem Brei zusammengekocht. Der Mangel an Reinlichkeit war bei vielen dieser Familien so groß, daß sie sich nicht einmal die Mühe nahmen, den Topf, in dem sie ihr Gericht bereitet hatten, zu reinigen, sondern für die nächste Mahlzeit wieder Farinha, Öl und Wasser zu den Resten der früheren schütteten und mit diesen kochten. Darf man sich wundern, daß bei dieser ekelhaften Nahrung der Großteil der holländischen Familien einen jämmerlichen Anblick darbot[27]?"

Wie die Holländer, so scheinen auch die Schweizer, obwohl Tschudi sich darüber ausschweigt, nicht gerade das tüchtigste Ansiedlermaterial gewesen zu sein, wie wenigstens von brasilianischer Seite behauptet wird[28]. Auch die Qualität des Bodens ist von Tschudi nicht ganz richtig beurteilt worden. Sie hat sich später als besser erwiesen, als sie anfänglich schien. Die Glaubwürdigkeit dessen, was Tschudi über die damalige wirtschaftliche und soziale Lage der Kolonisten sagt, ist jedoch nicht zu bezweifeln.

---

[26] S. 27, 8.
[27] S. 35, 6.
[28] Marques, S. 211.

Die Verhältnisse haben sich aber sehr bald gebessert. Schon der Bericht des preußischen Generalkonsuls Haupt, der 1867 veröffentlicht wurde [29], klingt anders als die Darstellung Tschudis, und dieser selbst gibt in einer nachträglich zugefügten Anmerkung zu [30]: „Ich will hier nicht verschweigen, daß die neuesten Berichte, die ich über die Kolonie Santa Leopoldina erhalten habe, etwas günstiger lauten als meine oben gegebene Schilderung. Viele Verbesserungen verdankt sie dem Eifer des seit Juni 1864 hier residierenden protestantischen Pfarrers Reuther.“ Auch daß der deutsche Botaniker Dr. Rudio Koloniedirektor wurde, mag zur Besserung der Verhältnisse beigetragen haben.

Man darf annehmen, daß die Pommern, die in den 70er Jahren trotz des v. d. Heydtschen Reskripts von 1859 in großer Zahl, zu vielen Hunderten [31], eingewandert sind, durch ihre kolonisatorische Tüchtigkeit den weiteren Fortschritt gefördert haben. Sie waren ja von Haus aus nicht gewöhnt, die Schwierigkeiten bergigen Geländes zu überwinden, aber sie waren schwer arbeitende Tagelöhner gewesen und zeichneten sich durch Genügsamkeit, Willenskraft und körperliche Leistungsfähigkeit aus. Sie bilden heute wohl die Hauptmasse der deutschprotestantischen Ansiedler in Espirito Santo. Von Santa Leopoldina aus haben sich ihre Siedlungen nach Süden und Westen und neuerdings auch nach Norden hin, in ausgesprochenes Tiefland, vorgeschoben.

Die Emanzipation von Santa Leopoldina erfolgte 1882 [32]. Sitz der Munizips: Porto do Cachoeiro.

6. Die weitere Besiedlung; die Formen des Landerwerbs.

Was die Kolonistenbevölkerung, die in den letzten Jahrzehnten keinen nennenswerten Zuzug aus Deutschland mehr erhalten hat, doch dazu drängt, sich über immer größere Flächen auszubreiten, ist einerseits ihre natürliche, wie wir noch sehen werden, sehr starke Vermehrung, anderseits die allmähliche Erschöpfung des Bodens ihrer ursprünglichen Wohnsitze, wovon gleichfalls noch die Rede sein wird.

Der so hervorgerufene Besiedlungsprozeß geht regellos vor sich,

---

[29] Wappäus, S. 1719.

[30] S. 38.

[31] Genaue Zahlen haben mir darüber leider nicht zur Verfügung gestanden.

[32] Relatorio da Directoria Central de Terras, S. 8.

obwohl man die Okkupierung von freiem Regierungsland zu bekämpfen sucht[33].

Häufig vollzieht sich die Besiedlung in der Form, daß der Kolonist solches Land erwirbt, auf dem bereits ein Einheimischer, natürlich ohne irgendwelchen Rechtstitel, haust. Um Landeigentümer zu werden, pflegt dieser nämlich ein sehr einfaches Verfahren anzuwenden. Da, wo es ihm gerade gut dünkt, sucht er sich ein Stück Boden aus und schlägt einige Bäume an, um damit die Grenze zu bezeichnen (wobei er sicher ist, daß sie von allen Seiten auch wirklich respektiert werden wird). Dann baut er sich von Palmblättern ein Schutzdach, worunter er zunächst wohnt, schlägt ein Stückchen Wald nieder, brennt es und pflanzt nun alles mögliche darauf: Bananen, Weide, Kaffee, Knollengewächse, Bohnen — das alles selbstverständlich in kleinstem Maßstabe. Ist die Pflanzung — nach drei bis vier Monaten — bestellt, so baut er sich eine kleine Hütte aus runden Naturhölzern, die er mit Palmblättern, zuweilen sogar mit Holzschindeln, deckt. So lebt er einige Jahre. Zuweilen erweitert er den Waldschlag und vergrößert seine Pflanzung. Im allgemeinen bleibt aber der Betrieb winzig klein, und der Boden wird daher nur wenig verbraucht.

Für den deutschen Kolonisten bedeutet solches bereits in Angriff genommene, aber noch allem Anbau zugängliche Land einen vortrefflichen Ausgangspunkt für intensivere Bewirtschaftung. Der Farbige dagegen, der einerseits allerlei nur auf käuflichem Wege zu befriedigende Bedürfnisse hat, anderseits aber eine äußerst primitive Lebensweise gewöhnt ist, wird sein Besitztum gern losschlagen, um nachher tiefer in den Urwald zu ziehen und wieder von vorn anzufangen. Er wird so zum Pionier der deutschen Kolonisation, wie er sich denn auf der anderen Seite mit Vorliebe auf den Trümmern einer alten ausgesogenen und daher verlassenen deutschen Kolonie häuslich niederzulassen pflegt und so also auch die Rolle der Nachhut spielt. Man hat dieses sein Verhalten unfreundlicherweise mit dem des Aasgeiers verglichen.

Der Preis, der für das Land gezahlt wird, richtet sich, obwohl der Kaufgegenstand im Grunde ja nur Arbeitsleistung darstellt, nach der Qualität des Bodens, nach den Wasserverhältnissen, nach der Lage und besonders auch nach den Kaffeepreisen. Häufig beträgt er nur 70—80 Milreis für den ganzen Besitz, zuweilen aber auch 100—300; sogar 1000—2000 Milreis sind schon bezahlt worden.

[33] Monteiro, S. 163.

Hat der Kolonist das Land übernommen, so erweitert er den Waldschlag und widmet sich der Pflanzung. An seine Bequemlichkeit kann er zunächst nicht denken; er nährt sich und haust anfänglich fast ganz nach Weise der Einheimischen. Auch läßt er nicht gleich vermessen, schon weil seine Mittel nicht auszureichen pflegen. Gewöhnlich kommt es daher erst nach Ablauf mehrerer Jahre dazu, und zwar häufig erst auf amtliche Anordnung. Die Kosten trägt der Kolonist; wohl häufig wird er dabei übervorteilt, da keine festen Vermessungstaxen bestehen. Überdies läuft er Gefahr, daß ihm ein Stück bebauten Landes weggeschnitten und durch ein unbebautes Stück ersetzt wird, da nach bestimmten Grundsätzen vermessen wird, die zuweilen mit der willkürlichen ersten Bodenwahl im Widerspruch stehen. Möglichst dient nämlich als die eine Grenze der Wasserlauf. Die beiden Senkrechten dazu, mit Hilfe des Kompasses festgelegt, sind die beiden anderen Grenzen. Sie werden durch Pikaden, Schneisen, bezeichnet. Die Verbindung ihrer Endpunkte ist dann die vierte Grenzlinie; zuweilen aber unterläßt man es, auch hier die Pikade zu schlagen.

Sobald der Kolonist die Vermessungskosten entrichtet hat, erhält er die Eigentumsurkunde. Die Kaufsumme, die der Fiskus noch zu bekommen hat — dieser war ja bisher der gesetzmäßige Eigentümer des Bodens — wird in der Regel erst viel später bezahlt.

Die Staatsländereien versiegen allmählich. Immer mehr kommt daher für den Kolonisten die Besiedlung auf privatem Grundbesitz in Betracht. Ein Beispiel hierfür liefert die Parzellierung der Fazenda Palmeira in Affonso Claudio am oberen Guandú. Der Fazendeiro, der ihre Bewirtschaftung nicht mehr fortsetzen konnte, bot sein Land aus und forderte 600—1000 Milreis für 25 ha vermessenen, unbebauten Waldboden. Er baute eine Kapelle und stiftete einen Stadtplatz, von dem jedermann sich ohne Entgelt ein Stück aussuchen darf, um eine Wohnung darauf zu errichten. — In Affonso Claudio, und auch sonst hier und da, findet man deutsche Kolonisten als Halbpächter. Den Mittellosen ermöglicht es die Halbpacht, sich vor vollständiger Verproletarisierung zu bewahren und bei großer Energie sogar zu wirtschaftlicher Selbständigkeit zu gelangen.

Zu einer planmäßigen, staatlich geleiteten Besiedlung mit deutschen Einwanderern ist es erst ganz neuerdings wieder gekommen. Vor mehreren Jahren kaufte der Staat einigen Fazendeiros am unteren Guandú große Flächen ab und gründete darauf die Kolonie Affonso

Penna. Im Jahre 1908 wurde diese dann an die Bundesregierung abgetreten. Sie ist in Lose von 50 ha eingeteilt, die bereits je mit einem primitiven Häuschen versehen sind und für 500 Milreis unter bestimmten Bedingungen — Verpflichtung zum Anbau usw. — abgegeben werden.

Obwohl die Kolonie, wie ich mich überzeugen konnte, vortrefflich angelegt ist, und obwohl die daselbst angesiedelten Einwanderer auch reichlich mit Zuschüssen bedacht worden sind, hat das Unternehmen wenig, oder doch nicht den beabsichtigten Erfolg gehabt. Vielleicht sind die Kolonisten, wie seinerzeit in Santa Izabel, zu reichlich unterstützt worden. Vor allem hat es aber an der richtigen Auswahl des Einwanderermaterials gefehlt. Es waren, wie in der deutsch-brasilianischen Zeitung „Germania", in der Nummer vom 1. April 1911, festgestellt wird „Fabrik- und Gelegenheitsarbeiter, Leute, die sich ihre Landlose nicht nach der Bodenqualität aussuchten, sondern sich nach den schmuckesten Häuschen richteten, die wohlweislich auf dem schlechtesten Lande gebaut waren . . . Viele sind schon unter Preisgabe ihrer sauren Arbeit weggelaufen". Ganz gegen die Bestimmung haben sich nun statt frischer Einwanderer Kolonisten der älteren Siedlungsgebiete in Affonso Penna niedergelassen. Und diese haben sich behauptet und es bereits zu einigem Wohlstand gebracht, so daß in jener Gegend jetzt zwei neue deutsche Gemeinden, nämlich Guandú und Crissiume, im Aufblühen begriffen sind.

7. Die Gemeindebildung.

Es wurde schon festgestellt, daß die deutschen Einwanderer teils katholischer, teils protestantischer Konfession waren.

Zuerst erhielten die katholischen Deutschen kirchliche Versorgung. So bildeten sich die Gemeinden Santa Izabel im gleichnamigen Munizip und Tirol im Munizip Santa Leopoldina. An ihrer Spitze stehen gegenwärtig deutsche, von der Steyler Mission gesandte Geistliche (Brüder vom Göttlichen Wort). Doch umfassen diese Gemeinden, deren Sprengel sich mit dem Gebiet der betreffenden Munizipien ziemlich deckt, auch die nicht deutschsprechenden Katholiken. In den Schulen werden die Kinder der Einheimischen wie die der Eingewanderten meist zusammen unterrichtet, und auch sonst werden die Unterschiede der Nationalität und der Rasse außer acht gelassen. Da dies natürlich auch

in den Kirchenbüchern geschieht, so konnten die Deutschkatholiken statistisch nicht erfaßt werden. Man schätzt ihre Zahl auf 5000, und zwar kommt auf jede der beiden Gemeinden etwa die Hälfte davon.

Die Protestanten in Espirito Santo wurden anfänglich von der katholischen Bevölkerung lebhaft angefeindet, man bereitete ihnen z. B. beim Kapellenbau allerhand Schwierigkeiten[34]. Trotzdem konnten sich aber dank der Toleranz der brasilianischen Regierung, die auch den Streitigkeiten zwischen den Protestanten und Katholiken energisch entgegenwirkte[35], die evangelischen Gemeinden ungehindert entfalten.

Die deutschen Protestanten in Santa Izabel erhielten im Jahre 1857, nachdem sie schon vorher von sich aus eine gewisse kirchliche Organisation geschaffen hatten, vom Evangelischen Oberkirchenrate ihren ersten Geistlichen[34]. Nach dem Orte, wo sich seit den 60er Jahren die Kirche befindet, und wo ein kleines deutsches Dorf entstanden ist, nennt man heute die Gemeinde: Campinho.

Wie stark übrigens noch Ende der 50er Jahre der konfessionelle Gegensatz war, läßt sich daraus ersehen, daß der plötzliche Tod der beiden ersten dorthin entsandten Pfarrer in der Gemeinde den — vermutlich unbegründeten — Argwohn wachrief, sie seien von Katholiken vergiftet worden.

Santa Leopoldina bekam im Jahre 1864 — durch Tschudis Vermittlung — ihren ersten Geistlichen von der Baseler Missionsanstalt[36]. Im Jahre 1873 bildete sich die Gemeinde Kalifornien, und zwar in der Weise, daß aus der Gemeinde Campinho und namentlich aus der Gemeinde Santa Leopoldina ein Teil der Mitglieder austraten — Zwistigkeiten irgendwelcher Art spielten dabei eine Rolle — und sich zu einer neuen Organisation zusammenschlossen. Durch die Loslösung von einer Muttergemeinde sind gleichfalls die übrigen Gemeinden entstanden: Santa Leopoldina II, auch Jequitibá genannt, im Jahre 1879, Santa Joanna im Jahre 1903, Santa Maria im Jahre 1904.

Der Vorgang ist also immer mehr oder weniger der: Eine Gemeinde nimmt an Mitgliederzahl und Gebiet derart zu, daß sich schließlich der vom Pfarrsitz allzuweit abliegende Teil abspaltet, um ein eigenes Leben weiterzuführen, eine Trennung, die nicht immer ohne heftige innere Kämpfe vor sich geht.

---

[34] Urban, S. 13.

[35] Tschudi, S. 13.

[36] Tschudi, S. 35.

Es bestehen also gegenwärtig sechs evangelische Gemeinden, wovon vier, nämlich Campinho, Santa Leopoldina, Kalifornien und Jequitibá, dem Oberkirchenrat angeschlossen sind, während zwei vom - strenglutherischen — Gotteskasten mit Geistlichen versorgt werden.

Neben den Gemeinden, die eine vollständige Organisation, insbesondere einen eigenen Pfarrer haben, gibt es nun noch solche, die zwar eine Sonderexistenz führen, aber noch nicht oder nicht mehr kräftig genug sind, um ohne Anlehnung an eine Vollgemeinde bestehen zu können. Man kann sie Filialgemeinden nennen.

Dahin gehört zunächst São João de Petropolis, auch Santa Cruz oder Santa Maria genannt, deren Mitglieder im Tale des Santa Maria do Rio Doce wohnen. Diese Gemeinde hatte früher ihre eigene Organisation, dann verlor sie aber einen Teil ihrer Mitglieder an die Gemeinde Santa Joanna und konnte sich daher nicht mehr selbständig behaupten. Heute ist sie an Santa Leopoldina angegliedert. Vintecinco de Julho, Guandú, Crissiume und Affonso Penna gehören auch in die Kategorie der Filialgemeinden; die drei letzten sind in der Bildung begriffen, während Vintecinco sich in ähnlicher Lage befindet wie Santa Cruz.

Man möchte die evangelischen Kirchengemeinden geradezu als Gebietskörperschaften bezeichnen. Zwar sind sie vor dem brasilianischen Gesetz natürlich reine Privatvereine, und in ihrem Bezirk wohnen ja auch viele Nichtmitglieder, in Campinho und Santa Leopoldina insbesondere viele deutsche Katholiken. Aber stellenweise haben wir doch durchaus geschlossen aneinandergereihte evangelische Siedlungen, namentlich in den hochgelegenen Gebieten, besonders in Jequitibá, das man daher die Hochburg des evangelischen Deutschtums in Espirito Santo nennen kann. Und, was noch bezeichnender ist, die Gemeinde hält ihre Mitglieder mit außerordentlich starkem Zwange umfaßt. Wer außerhalb des Gemeindeverbandes steht, heißt in schimpflichem Sinne „Demokrat“ und gilt geradezu als geächtet.

Daß die Gemeinden diese Rolle spielen, erklärt sich, wenigstens teilweise, mit dem schwächlichen Charakter der Staats- und Kommunalgewalt des Wirtvolkes. Ich wies schon auf das völlige Versagen der Justiz hin, aber auch die Wegepolizei und viele sonstige Dinge finden wir vernachlässigt. Wie nun ein fehlendes oder in seinen Funktionen gestörtes Körperorgan durch ein anderes bis zu einem gewissen Grade ersetzt wird, so finden wir hier, daß die Kirchengemeinde manche

staatliche und kommunale Aufgaben an sich gezogen hat, wie z. B. das Schulwesen. Man darf wohl auch die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung hinzurechnen.

8. Die Topographie der einzelnen Gemeindegebiete[37].

Die durchschnittliche Größe der einzelnen Gebiete mag 300 bis 1000 qkm[38] betragen. Am größten sind die Gemeinden Campinho, Kalifornien und Jequitibá, am kleinsten ist Santa Leopoldina, wenn man von den Filialgemeinden absieht.

Über die Höhenlage besitzen wir leider ebensowenig wie über die Größe genauere Angaben. Am höchsten liegen im allgemeinen wohl die Siedlungen von Jequitibá, deren Pfarrsitz schon sich etwa 700 m über dem Meeresspiegel befindet. Kaliforniens Pfarrsitz soll 600 m, seine Siedlungen sollen 500—800 m hoch liegen. Der Pfarrsitz Santa Leopoldinas befindet sich in einer Meereshöhe von etwas über 500 m, der von Campinho in einer solchen von 450 m; die Siedlungen im allgemeinen mögen eine Höhenlage von 300—500 m haben. Nur etwa 100—400 m über dem Meeresspiegel, also im Tiefland, befinden sich die Gemeinde Santa Joanna und die Filialgemeinden Guandú, Crissiume, São João de Petropolis, Vintecinco.

Der Bodengestaltung nach unterscheiden sich die Gemeindegebiete des Hochlandes kaum voneinander. Sie werden alle von hohen, oft steilen Bergen und mehr oder weniger engen Tälern gebildet. Am ungünstigsten ist in dieser Beziehung wohl Santa Leopoldina gestellt, wo im allgemeinen nur sehr enge Schluchten für den Anbau verfügbar sind. In den Tieflandsgemeinden dagegen sind die Täler ziemlich weit, und die Berghänge fallen weniger steil ab.

Auch die Qualität des Bodens ist wohl am schlechtesten in Santa Leopoldina und am besten im Tieflande; das Guandútal insbesondere soll recht begünstigt sein. Doch fehlen uns auch über diesen Punkt nähere und zuverlässige Angaben.

Was nun die Verkehrsverhältnisse betrifft, so sind in dieser Hinsicht die alten Kolonien besonders bevorzugt. Campinho, dessen Pfarrsitz etwa 30 km von der Küste entfernt ist, läßt sich heute von der

---

[37] Siehe die Karten im Anhang.

[38] Die deutschen Marken waren 100—700 qkm groß. Schmoller, Grundriß, I, S. 261.

Hauptstadt her mit der Bahn erreichen, die freilich nur an seine Peripherie heranführt. Der Schnellzug braucht bis zur Station Germania $1^3/_4$ Stunden, der Personenzug etwas über 2 Stunden.

Santa Leopoldina ist mit Victoria durch den bis Porto do Cachoeiro schiffbaren Santa Maria verbunden. Die Bootfahrt dauert stromabwärts 12 Stunden. Für den Personenverkehr kommt hier noch die Eisenbahn in Betracht, die allerdings nicht ganz nach Porto do Cachoeiro führt, aber den Santa Maria unterhalb des Städtchens schneidet. Unter Benutzung des Reittiers und der Bahn ist der ganze Weg in 5 Stunden zurückzulegen.

Eisenbahnverbindung kommt im übrigen höchstens für die Siedlungen am unteren Guandú in Betracht. Alle anderen Teile des deutschen Kolonisationsgebiets sind nur mit dem Reittier zu erreichen.

9. Ortschaften und Einzelsiedlungen.

Bei weitem der größte Teil der Deutschen von Espirito Santo wohnt über das Land hin verstreut in lauter Einzelsiedlungen; nur einige Hunderte wohnen in Ortschaften konzentriert, so daß es deren im ganzen Gebiet der deutschen Kolonisation nicht mehr als drei gibt.

In Santa Leopoldina haben wir das Städtchen Porto do Cachoeiro, das schon vor der deutschen Einwanderung bestand, das aber erst danach einige Bedeutung gewonnen hat. Von hier aus werden heute nicht nur die meisten deutschen, sondern auch viele italienische Kolonisten im Innern mit Waren versorgt. Das Städtchen ist der Sitz einer Munizipalkammer und hat eine katholische (aber noch keine protestantische) Kirche. Seine Einwohnerschaft soll 1200 Seelen zählen, von denen aber nur der kleinere Teil Deutsche sind. Freilich spielen gerade diese die führende Rolle; Handel und Gewerbe liegen in ihrer Hand, fast alle sind also Händler und Handwerker. Einige der deutschen Kaufleute haben es zu beträchtlichem Vermögen gebracht.

Im älteren Kolonisationsgebiet, in Santa Izabel, gibt es zwei, dafür aber sehr kleine Ortschaften: Campinho und Santa Izabel.

Campinho ist durch seine Lage und als Sitz der protestantischen Pfarre und Kirche zum kommerziellen Mittelpunkt der gleichnamigen Gemeinde geworden. Durch die seit 1910 in einer Entfernung von kaum einer Reitstunde vorbeiführende Eisenbahn hat es wohl an Bedeutung gewonnen. Es zählt 100—120 Einwohner, und zwar 20 Haushaltungen.

Im Jahre 1913 waren, wie ich feststellen konnte, außer dem Pfarrer und einem Musiklehrer dort ansässig:

6 Händler (Vendisten), wovon einer zugleich Bäcker und einer zugleich Gastwirt war;
6 Handwerker (2 Sattler, 1 Schuster, 1 Klempner, 1 Zimmermann und Maurer, 1 Goldschmied);
2 Gastwirte, von denen einer zugleich Landwirt und übrigens ein mit einer Deutschen verheirateter Brasilianer war;
1 Bote, zugleich Steuereinnehmer;
1 Tagelöhner (Brasilianer);
1 Kolonist, wenige Minuten vom Orte wohnhaft.

Während Campinho nur von protestantischen Deutschen bewohnt wird (mit 1—2 Ausnahmen), leben in der dritten der zu erwähnenden Ortschaften, in Santa Izabel, welche Sitz einer Munizipalkammer und einer katholischen Pfarre und Kirche ist, nur Katholiken, und zwar Brasilianer neben Deutschen, zusammen 200—300 Einwohner. Ihre Berufsangehörigkeit ist ähnlich wie in Campinho. Hier leben also ebensowenig wie dort deutsche Kolonisten, sondern fast nur Handwerker und Händler.

Als Dörfer könnte man sie demnach beide nicht bezeichnen, wenn man hierunter (mit Schmoller) versteht „das enge Zusammenwohnen von einer Anzahl Ackerbauer, Fischer, ländlicher Tagelöhner usw., die höchstens einige Handwerker und andere Elemente (Geistliche, Schullehrer, Krämer) unter sich haben".

Die deutschen Kolonisten sind alle ohne Ausnahme nach der Hofverfassung angesiedelt, d. h. jede Kolonistenfamilie wohnt isoliert inmitten ihrer Weiden und Pflanzungen. Das Haus des nächsten Nachbarn pflegt eine viertel Reitstunde mehr oder weniger entfernt zu liegen.

Diese Tatsache ließe sich jedenfalls nicht für die Auffassung Meitzens ins Feld führen, nach welcher nicht die Einzelsiedlung, sondern das Dorfsystem dem germanischen Volkscharakter entspricht. Sie steht mehr im Einklang mit der älteren Vorstellung, wonach die Einzelhöfe das Ursprüngliche und daher immer da anzutreffen sind, wo keine besonderen Umstände vorliegen, wie die Notwendigkeit durch dichteres Zusammenwohnen die Verteidigung gegen äußere Feinde zu erleichtern. Vielleicht ergibt sich die Dorfverfassung auch da, wo Viehzucht und

Nomadentum den Ausgangspunkt der Wirtschaft bilden, was bei den Kolonisten eben nicht der Fall gewesen ist.

Natürlich wird die Einzelsiedlung dadurch sehr begünstigt, daß das Gelände hügelig ist. Doch haben sich auch in den deutschen Gemeindegebieten des Tieflands keine Ortschaften gebildet. Der künstlich geschaffene Stadtplatz Affonso Penna kann nicht dazu gezählt werden, zumal hier nur ein paar deutsche Familien leben, nachdem mehrere wieder fortgezogen sind. Dagegen finden sich in dieser Gegend eine ganze Reihe nichtdeutscher Ortschaften.

Ich nenne nur Patrimonio de São Francisco mit 3 Vendisten und 6 Landwirten und Figueira mit 170—200 meist italienischen Einwohnern, und zwar 10—12 Vendisten, 2 Bäckern, 1 Schneider, 1 Schmied, 1 Arzt, 1 Apotheke und 1 Kaffeeaufbereitungswerk.

Drittes Kapitel.

Zahl und Zunahme der Kolonistenbevölkerung.

1. Die Zahl der deutschen Kolonisten.

Eine allgemeine statistische Erhebung über die Zahl der Deutschen in Espirito Santo hat bisher noch nicht stattgefunden. Nur in einzelnen Gemeinden ist gelegentlich die Kopfzahl festgestellt worden; in Santa Maria wurden im Jahre 1913 gezählt: 703 Konfirmierte und 650 Nichtkonfirmierte, zusammen 1353 Personen, die sich auf 221 Familien verteilten. Auf die Familie kamen also 6,01 Köpfe. (Diese Zählung bezieht sich übrigens nicht auch auf die Filialgemeinden.)

Für die übrigen Gemeinden besitzen wir für 1913 nur die genaue Zahl der Mitglieder und damit der Familienoberhäupter, also auch der Familien. Wir werden aber nicht sehr weit fehl gehen, wenn wir diese Zahl mit sechs multipliziert als die gesamte Kopfzahl der Gemeinden ansehen. Nur bei den neueren Gemeinden, zu denen noch viele junge Ehepaare gehören, dürfte es angezeigt sein, eine geringere Zahl der Familienmitglieder anzunehmen; hier dürfte daher die Multiplikation mit fünf genügen. In diesem Fall befinden sich Santa Joanna und die Filialgemeinden Santa Cruz und Vintecinco; dafür mag aber die Zahlenstärke der Familien bei dieser oder jener der älteren Hauptgemeinden auch größer sein.

Ehen, aus denen zehn, zwölf und mehr Kinder hervorgehen, sind keine Seltenheit; die Kinder lösen sich aber früh vom Elternhause los und schreiten zur Familiengründung[1], so daß die Kopfzahl der einzelnen Familie verhältnismäßig gering bleibt.

	Mitgliederzahl	Kopfzahl
Jequitibá	450 × 6 =	2 700
Santa Maria	370 × 6 =	2 200
Campinho	319 × 6 =	1 914
Kalifornien	318 × 6 =	1 908
Santa Joanna	263 × 5 =	1 315
Santa Leopoldina . . .	150 × 6 =	900
Santa Cruz	60 × 5 =	300
Vintecinco de Julho . .	60 × 5 =	300
	1 990	**11 537**

Dazu kommen nun noch 500, wenn nicht 600 bis 700 Sabbatisten — von denen die meisten am Guandú leben —, und 5000 Katholiken[2]. Die Schweizer und Holländer, einige Hunderte an der Zahl, die in der obigen Tabelle mit eingeschlossen sind, brauchen wir anderseits nicht abzurechnen, weil sie sich an das deutsche Element eng angeschlossen haben und teilweise damit verschmolzen sind.

Wir gelangen also zu dem Ergebnis, daß gegenwärtig in Espirito Santo 17 000—18 000 Deutsche leben. Wenn wir ganz vorsichtig sein wollen, so können wir — in der Befürchtung, daß die Schätzung, betreffs der deutschsprechenden Katholiken zu hoch gegriffen sei — sagen, daß die Zahl der Deutschen in Espirito Santo mindestens 16 000 beträgt und sich schwerlich über 18 000 erhebt. Wer eine bündige Antwort verlangt, dem kann man als Zahl der deutschen Protestanten 12 500 und als Zahl der deutschen Katholiken 5000 angeben.

Es leben also immerhin in Espirito Santo so viele Menschen deutscher Abstammung wie in all unseren Schutzgebieten zusammengenommen.

2. Geburten und Sterbefälle; absolute Zahlen.

Von größerem Interesse als diese Zahl selber ist ihre Entstehung. Allerdings habe ich über die Einwanderungsziffer keine Angaben er-

[1] Über das Heiratsalter siehe Kapitel VIII, 6.

[2] Nach Angaben der katholischen Geistlichen in Santa Izabel und Tirol.

langen können. Um so wertvolleres Material habe ich dafür über die Geburts- und Sterbeziffer in den Kirchenbüchern der protestantischen Gemeinden gefunden, die fast durchgängig sehr sorgfältig geführt sind und daher für unsere Zwecke eine unschätzbare Fundgrube bilden.

Betrachten wir zunächst die absolute Zahl der Geburten (genauer: der Taufen, denn nur diese finden sich verzeichnet):

Geburten[3].

Jahr	Campinho	Santa Leopoldina	Jequitibá	Kalifornien	Santa Cruz	Santa Joanna	Santa Maria	Vinte-cinco de Julho
bis 1860	73	—	—	—	—	—	—	—
1861—1870	218	309	—	—	—	—	—	—
1871—1880	292	1376	32	—	—	—	—	—
1881—1890	392	852	1041	121	—	—	—	—
1891—1900	459	758	1497	489	116	—	—	—
1901—1910	731	498	1343	734	211	312	450	—
1911	82	42	115	81	19	87	95	—
1912	67	48	113	102	18	103	94	—
	2314	3897	4141	1527	364	502	639	250

Vergleichen wir damit die Zahl der Sterbefälle (genauer: der kirchlichen Begräbnisse):

Sterbefälle[4].

Jahr	Campinho	Santa Leopoldina	Jequitibá	Kalifornien	Santa Cruz	Santa Joanna	Santa Maria	Vinte-cinco de Julho
bis 1860	34	—	—	—	—	—	—	—
1861—1870	90	74	—	—	—	—	—	—
1871—1880	72	206	2	—	—	—	—	—
1881—1890	94	145	208	15	—	—	—	—
1891—1900	102	191	251	74	—	—	—	—
1901—1910	127	83	308	137	49	64	63	—
1911	9	5	25	6	4	23	16	—
1912	16	4	18	19	3	14	14	—
	544	708	812	251	56	101	93	50

Diese Tabellen liefern uns zunächst einen gewissen Überblick über die Entstehung und Entwicklung der einzelnen Gemeinden:

[3] Über die Einzelheiten siehe Tabelle V des Anhangs.

[4] Über die Einzelheiten siehe Tabelle VI des Anhangs.

Wir sehen, daß die Gemeinde Campinho von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewachsen ist.

Santa Leopoldina nimmt dagegen seit den 80er Jahren an Geburtenzahl ab, was teils auf Spaltung, teils auf Abwanderung zurückzuführen ist. Daß die Zahl der Todesfälle in den 90er Jahren wieder zunimmt, hängt damit zusammen, daß damals eine Gelbfieberepidemie herrschte.

Jequitibás Ziffern beginnen erst im vorigen Jahrzehnt zurückzugehen.

In Kalifornien wiederum nehmen sie zu, ebenso in den jüngeren Gemeinden mit Ausnahme von Santa Cruz, wo in den letzten Jahren eine Verminderung eingetreten ist.

Betrachten wir nunmehr die Zahlen in ihrer Gesamtheit, nachdem wir sie der Größe nach geordnet haben:

	Geburten	Todesfälle	Verhältnis der beiden Zahlen %
Jequitibá	4 141	812	20
Santa Leopoldina	3 897	708	18
Campinho	2 314	544	24
Kalifornien	1 527	251	16
Santa Maria	639	93	15
Santa Joanna	502	101	20
Santa Cruz	364	56	16
Vintecinco de Julho	250	50	20
	13 634	2615	19

Wir können annehmen, daß die hier wiedergegebenen Aufzeichnungen über die Geburtenzahl der Wirklichkeit annähernd entsprechen. Allerdings wird man gut tun, die von uns gefundene Summe etwas zu erhöhen, da wahrscheinlich in der ersten Zeit nicht alle Geburten eingetragen worden sind. Wir können aber immerhin als sicher annehmen, daß seitdem die deutschevangelischen Kolonisten nach Espirito Santo gekommen sind, etwa 14 000 Geburten unter ihnen stattgefunden haben.

Weniger sorgfältig sind früher wahrscheinlich die Sterbefälle eingetragen worden, so daß wir 3000 als ihre wahrscheinliche Zahl ansehen können. Vielleicht muß diese sogar noch höher angesetzt werden.

Die protestantische Bevölkerung hat sich also um 10 000—11 500 Köpfe vermehrt, seitdem sie in ihrer neuen Heimat lebt. Da ihre Kopfzahl heute vermutlich 12 000—13 000 beträgt, so wird sich die Einwanderung, aus der sie hervorgegangen ist, auf 1500—2500 Seelen belaufen haben.

Setzen wir für die 5000 Katholiken dieselben Zahlenverhältnisse ein, so ergibt sich, daß unter ihnen etwa 5500 Geburten und etwa 1200 Sterbefälle stattgefunden haben, und daß ihrer etwa 600—1000 eingewandert sind.

Für alle Deutschen Espirito Santos können wir somit folgende Zahlen annehmen:

Geburten	19 000
Sterbefälle	4 000
Vermehrung	15 000
Einwanderung	2 500
Gesamtzahl	17 500

Weitgehende Schlüsse dürfen wir aus diesen Zahlen freilich nicht ziehen, denn sie beruhen ja teilweise nur auf Vermutung. Vielleicht kommen z. B. die folgenden der Wahrheit näher:

Geburten	18 000
Sterbefälle	4 500
Vermehrung	13 500
Einwanderung	3 000
Gesamtzahl	16 500

Immerhin hätte sich auch in diesem Falle die Bevölkerung in 30—65 Jahren durch ihre natürliche Vermehrung mehr als verfünffacht. Wie dem auch sei, die Zahlen reden deutlich von der außerordentlich günstigen Gestaltung der Geburten- und Sterbeziffer.

3. Geburten und Sterbefälle; Verhältniszahlen.

Stellen wir nun die Geburten- und Sterbeziffern der Bevölkerungszahl gegenüber[5]:

---

[5] Die Filialgemeinde Vintecinco bleibt im folgenden unberücksichtigt, da es bei dieser Aufstellung keinen Wert hätte, die nur vermuteten Zahlen anzuführen.

Geburten.

Gemeinde	Familien	Personen	Geburten im Durchschnitt der Jahre					
			1912	1911 bis 1912	1908 bis 1912	1901 bis 1910	1891 bis 1900	1881 bis 1890
Campinho . . .	319	1 914	67	75	78	73	46	39
Santa Leopoldina	150	900	48	45	43	50	76	85
Jequitibá . . .	450	2 700	113	114	110	134	150	104
Kalifornien . . .	318	1 908	102	92	83	73	49	15
Santa Maria . .	370	2 200	94	94	78	64	—	—
Santa Cruz . .	60	300	18	18	18[6]	21	19	—
Santa Joanna .	263	1 315	103	95	70	35	—	—
	1930	11 237	545	533	480	450	340	243

Sterbefälle.

Gemeinde	Familien	Personen	Sterbefälle im Durchschnitt der Jahre					
			1912	1911 bis 1912	1908 bis 1912	1901 bis 1910	1891 bis 1900	1881 bis 1890
Campinho . . .	319	1 914	16	13	12	13	10	9
Santa Leopoldina	150	900	4	4	7	9	19	15
Jequitibá . . .	450	2 700	18	22	26	31	25	21
Kalifornien . . .	318	1 908	19	13	15	14	7	2
Santa Maria . .	370	2 200	14	15	14	11	—	—
Santa Cruz . .	60	300	3	3	3[6]	5	—	—
Santa Joanna .	263	1 315	14	18	15	7	—	—
	1930	11 237	88	88	92	89	61	47

Obwohl es sich ja um recht kleine absolute Zahlen handelt, so zeigen sie doch ziemliche Regelmäßigkeit, und zwar selbst soweit sie sich auf die einzelnen Jahre und die einzelnen Gemeinden beziehen. Wir glauben daher auch, daß wir die Geburten- und Sterbezahlen des Jahres 1912 unseren Berechnungen zugrunde legen können, ohne befürchten zu müssen, daß wir in diesem Falle mit bloßen Zufallsgrößen operieren. Wir sind gezwungen, uns zur Gewinnung der prozentualen Geburtenziffer auf dieses Jahr zu beschränken, da wir nur für dieses auch die Kopfzahl der Bevölkerung genauer kennen.

Es ergibt sich nun die bedeutsame Tatsache, daß im Jahre 1912 unter 1000 evangelischen Deutschen in Espirito Santo 48,5 Menschen geboren wurden, und nur 7,8 starben. Auf jede 3. bis 4. Familie kam eine Geburt und nur auf jede 22. ein Todesfall. Das Verhältnis der

[6] Da mir die Zahlen hierfür nicht mehr zur Hand waren, habe ich die für 1911 bis 1912 dafür eingesetzt.

Geburten zu den Todesfällen war 6:1, und die jährliche Zuwachsrate 4 %.

Das sind unerhörte Zahlen! Man ist fast geneigt, an ihrer Richtigkeit zu zweifeln; doch finden wir sie bestätigt, wenn wir die Einwanderungsziffer, die 2500—3000 Seelen betragen haben dürfte, mit der jetzigen Zahl der Kolonistenbevölkerung vergleichen, die sich auf 17 000—18 000 Köpfe beläuft. Eine genauere Probe auf das Exempel liegt im folgenden: Mitte der 80 er Jahre wurde die Kolonistenbevölkerung auf 5000—6000 Seelen geschätzt[7]. Bei einer Zuwachsrate von 4 % nun hätte sie sich in 30 Jahren auf 16 217—19 460 Seelen vermehren müssen, was ja mit meiner Schätzung übereinstimmt[8]. Ich glaube nicht, daß an vielen anderen Stellen der Erde etwas Ähnliches zu beobachten ist; ich möchte sogar annehmen, daß dies der einzige nachweisbare Fall so günstiger Bevölkerungsziffern ist.

Geburtenziffern von 50 ‰ und darüber sind zwar keine Seltenheit. Sie finden sich z. B. auf Java, in manchen Teilen Rußlands und Indiens; sie sind aber gewöhnlich mit einer außerordentlich hohen Sterbeziffer gepaart. Die Sterblichkeit pflegt sonst nur in Ländern hochentwickelter privater und öffentlicher Hygiene, wie in den westeuropäischen Staaten, gering zu sein. Nach den neuesten Ausweisen ist sie gegenwärtig am niedrigsten in den Niederlanden. Aber auch dort betrug sie im Jahre 1912 noch 12,3 ‰, bei uns in Deutschland sogar 15,6 ‰. Überdies pflegt in diesen Staaten die Geburtenziffer zwischen 25 und 30 ‰ zu liegen. Sie belief sich 1912 in Deutschland auf 28,3 ‰, so daß sich ein Bevölkerungsüberschuß von 1,3 % ergab. Eine Zuwachsrate von 2 % muß schon als etwas Außerordentliches gelten. Eine Zunahme von 4 % gar ist man geneigt, ins Märchenland zu verweisen. Und doch ist die Richtigkeit der Zahl, wie ich wiederhole, nicht zu bezweifeln.

Fraglich möchte einem allerdings auf den ersten Blick erscheinen, ob die starke Zunahme nicht nur eine Folge des besonderen Altersaufbaus ist, ob sie nicht einfach damit zusammenhängt, daß sie sich auf eine Einwanderergruppe bezieht, bei der die höheren Altersklassen fehlen. Dieser Fall liegt aber durchaus nicht vor; wir können viel-

---

[7] Bolle, Kolonialzeitung, 3. Bd., S. 626.

[8] Stutzig könnte einen noch die geringe durchschnittliche Kopfzahl der Familien machen. Demgegenüber ist zu bedenken, daß das Heiratsalter sehr niedrig und daher die Zahl junger Ehen sehr groß ist.

mehr annehmen, daß gegenwärtig, nachdem dreißig bis siebzig Jahre seit der Ankunft der Kolonisten verflossen sind, ihr Altersaufbau sich nicht wesentlich von demjenigen altansässiger Bevölkerungen unterscheidet. Wenn der überaus günstige Stand der Bevölkerungszahlen wirklich nur diesem zuzuschreiben wäre, so müßte die Sterblichkeit im Laufe der Jahre größer geworden sein. Das Gegenteil ist aber der Fall. Wenigstens zeigt uns die Statistik, daß, während sich die Zahl der Geburten seit den 80er Jahren um mehr als das Doppelte erhöht, die Zahl der Sterbefälle in derselben Zeit um weniger als das Doppelte zugenommen hat, obwohl die Aufzeichnungen im Totenregister doch vermutlich früher nicht ganz vollständig waren. Wir sehen auch, daß die Sterblichkeit gerade in den alten Gemeinden, in Campinho und in Santa Leopoldina, verhältnismäßig gering ist.

Im Jahrzehnt 1901—1910 kamen auf 100 Geburten in:

Campinho	17	Todesfälle,
Santa Leopoldina . . .	17	"
Jequitibá	23	"
Kalifornien	19	"
Santa Maria	14	"
Santa Cruz	23	"
Santa Joanna	21	"
Insgesamt	20	"

Auf 1000 Personen bezogen stellten sich die Zahlen wie folgt — wir vergleichen nunmehr die Kopfzahl des Jahres 1912 mit dem Jahresdurchschnitt der Geburts- und Sterbeziffer in den Jahren 1911 und 1912:

	pro Mille	
	Geburten	Sterbefälle
Campinho	39	7
Santa Leopoldina . .	50	4,5
Jequitibá	42	8
Kalifornien	48	7
Santa Maria	43	7
Santa Cruz	60 (50)	10 (8)
Santa Joanna . . .	72 (60)	14 (11)

Es scheint mir zu gewagt, diese Zahlen nach allen Richtungen zu vergleichen. Eines aber geht deutlich daraus hervor: daß die Ge-

meinden des Tieflandes Santa Joanna und Santa Cruz die höchsten Ziffern aufweisen, und zwar, wie die in Klammern beigefügten Zahlen zeigen, auch dann, wenn wir als Kopfzahl die mit 6, statt mit 5 multiplizierte Familienzahl ansehen. Die hohe Geburtenziffer erklärt sich daraus, daß es sich in beiden Fällen um ganz junge Gemeinden handelt, deren Mitglieder erst kurze Zeit verheiratet sind. Die höhere Sterbeziffer anderseits ist hauptsächlich eine Folge des ungünstigeren Klimas und der geringeren Lebenswahrscheinlichkeit der untersten Altersklasse. Wir werden aber erst in einem anderen Zusammenhange hierauf eingehen können.

Zweiter Abschnitt.

Die Arbeit.



Viertes Kapitel.

Die Produktionsmethoden im Kolonistenbetriebe.

1. Die Anbaufläche eines Durchschnittsbetriebes.

Während die Regierung anfänglich Landlose von mehr als 50 ha austeilte, verringerte sie diese später um die Hälfte, um schließlich als Einheit 25 ha festzusetzen. Gegenwärtig bezeichnet man daher eine Fläche von 25 ha als eine Kolonie. Durch Besitzverschiebungen der verschiedensten Art (Landkauf, Erbfall usw.) ist es dahin gekommen, daß einige Kolonistenfamilien heute 20 Kolonien und noch mehr haben. Als Durchschnitt können wir aber 2—3 Kolonien, also 50—75 ha annehmen. Eine Fläche von 75 ha wird etwa wie folgt verwandt:

1. Kaffee (3000 Bäume) . . $1^1/_2$—2 ha
2. Mais . . . . 4—6 ha
3. Knollengewächse . . . . 1 ha
4. Weide . . . . 4 ha

Wir finden also etwa eine halbe Kolonie, ein Sechstel des gesamten Gehöfts bebaut. Dazu kommen 10—12 ha (wiederum fast eine halbe Kolonie) gerodetes, aber unbebautes Land, für zweimalige Mais- und Knollenpflanzung bestimmt. Das übrige ist Wald.

Von diesem Schema weichen die Kolonien des Tieflandes oft insofern ab, als bei ihnen der stärkeren Viehhaltung wegen die Weidefläche größer ist. Auch ganz junge Ansiedlungen gewähren ein anderes Bild: hier finden wir oft bedeutend mehr Land für den Anbau von Manniok und Mais, da, solange der Kaffeeberg noch keine Ernte trägt, diese Produkte verkauft werden.

2. Die Urbarmachung des Waldlandes.

Dem Anbau vorher geht die Urbarmachung des Waldlandes, und zwar sucht der Kolonist möglichst jedes Jahr dem Walde neue Anbauflächen abzuringen.

1. Der Waldschlag. Die Urbarmachung des Waldlandes beginnt damit, daß das Unterholz abgehauen wird. Dazu verwendet man den Facão (sprich: Fakong), das Buschmesser, das die Form eines kurzen Schwertes hat, und vor allem die Foiça (Foissa), ein an einem langen Stiel befestigtes Messer, das an seinem Ende sichelförmig gebogen ist, damit es nicht nur zum Schlagen, sondern auch zum Reißen gebraucht werden kann (Faschinenmesser). „Fose" nennt es der Kolonist und „fosen" (vom portugiesischen foiçar) die damit ausgeübte Tätigkeit.

Nachdem man sich freie Bahn geschafft hat, geht man an das Fällen der Bäume mit Hilfe von Axt und Säge. Die Stämme werden meist in Brusthöhe geschlagen. Nur bei den größten Bäumen ist es zweckmäßig, eine noch höhere Stelle zu wählen, wo der Durchmesser kleiner ist; freilich muß dann ein Gerüst um den Baum gelegt werden, den zu fällen übrigens oft mehr als einen Tag Arbeit kostet. Die kleineren Bäume, die man nur flüchtig anschlägt, werden von den großen Stämmen im Sturz mitgerissen. Das Fällen erfordert nicht nur große Kraftanstrengung, sondern auch viel Aufmerksamkeit, denn die Richtung des Sturzes ist oft schwer zu berechnen. Wie mancher Ansiedler ist, besonders in der Anfangszeit der Kolonisation, ein Opfer seines Berufs geworden!

2. Das Niederbrennen des Waldes. 8—10 Wochen nach dem Waldschlag wird das niedergehauene Holz angezündet, wenn das Wetter inzwischen einigermaßen trocken war; sonst wird noch länger damit gewartet. Alle Stämme verbrennen dabei aber nicht. Ja, es ist erwünscht, daß der Brand nicht allzu scharf sei. Denn sonst wird die Humusschicht zerstört. Überdies wird der Boden fast ziegelhart, und es bildet sich so viel Asche, daß sie sich mit der Erde nur schlecht vermengt. An Anbau von Mais, der ganz lockeren Boden verlangt, ist in solchem Falle gar nicht zu denken. Taya, eine Knollenfrucht, wächst allerdings dann vorzüglich, und der Kaffeekultur schadet es nicht allzuviel. Aber besser ist es, wenn das Feuer weniger gründlich aufräumt, wenn also ein beträchtlicher Teil der Äste und Zweige, unter denen sich oft wertvolles Nutzholz findet, übrigbleibt. Es kommt hinzu, daß sich nur dann der Boden feucht hält und eine Neubildung des später erwünschten Buschwerks (Capoeira) besser erzielt wird.

Schlimmer als der zu starke Waldbrand ist ungenügendes Brennen, denn dadurch kann die Roça, d. h. das gerodete Land, für ein und

zwei Jahre völlig unbrauchbar gemacht werden, weil eine sofortige Wiederholung des Brennens dann kaum mehr möglich ist. Früher haben gewissenhafte Kolonisten die übrigbleibenden Zweige und Äste zu Scheiterhaufen aufgestapelt und verbrannt. Von dieser Praxis ist man aber immer mehr abgekommen, weil dadurch der Boden nur ungleichmäßig wird: das Brennen wirkt an den betreffenden Stellen zu scharf.

Man läßt heute also auch nach ungenügendem Waldbrand das übriggebliebene Holz ruhig liegen, pflanzt, soweit angängig, dazwischen und vertröstet sich auf das Brennen, das im nächsten Jahre, nachdem das Buschwerk, die Capoeira, aufgeschossen ist, wieder erforderlich wird. Diese wird, wie früher der Wald, ebenfalls zunächst „gefost" und nach 4—6 Wochen angezündet. Das Land ist natürlich jetzt besser, als es nach dem Waldbrand war, ist es doch gleichmäßiger gebrannt und frei von den Waldtrümmern. Es wird nun wieder bepflanzt.

Nach der Ernte bleibt es ein Jahr lang als Dreesch, d. h. unbenutzt, liegen. Darauf folgt wieder Fosen und Pflanzen, woran sich von neuem ein Jahr Dreesch anschließt. So verfährt man dreimal hintereinander. Dann wird es aber nötig, dem Boden zwei Jahre Ruhe zu gönnen, später sogar 3—4 Jahre. Da ihm kein Dünger zugeführt wird, erschöpft er sich schließlich ganz und liefert höchstens noch etwas spärliche Weide. Im Hochland schießen dann die Farren hervor. Die Farrenvegetation gilt als ein Zeichen für gänzlich ausgesogenen Boden.

3. Der Kaffeebau: Pflanzen, Pflege, Ernte[1].

Der Kaffeebau ist, wenn auch nicht nach der von ihm beanspruchten Fläche, so doch als die einzige Exportproduktion die wichtigste Kultur des Kolonistenbetriebes. Er gibt der ganzen Wirtschaft die Richtung.

Es wird so gut wie ausschließlich Bourbon- und Creole-Kaffee gepflanzt. Bourbon-Kaffee bietet den Vorteil, eher zu reifen als der Creole-Kaffee. Dieser liefert dafür Jahr für Jahr gleichmäßigere Erträge. Bourbon blüht im Hochland in den Monaten Oktober bis Januar, Creole in den Monaten Januar bis März. Nur ausnahmsweise wird kleinbeeriger Kaffee angebaut.

Gewöhnlich wird mit dem Pflanzen gleich nach dem Waldbrande

---

[1] Vgl. Kaerger, S. 288 ff. — Wernicke, S. 54 ff.

begonnen. Ein- bis dreijährige Sträucher — die auf alten Kaffeebergen und deren Umgebung wild wachsen — werden als Pflänzlinge benutzt. Zwar würde man bei Anzucht aus Samen ein besseres Ergebnis erzielen, aber das würde natürlich besondere Mühe und Aufmerksamkeit erfordern und wäre daher für den Kolonisten, der ja nur über wenige Arbeitskräfte verfügt, vielleicht wirtschaftlich unzweckmäßig.

Man setzt die Pflänzlinge in Reihen, die in Abständen von etwa drei Schritt zueinander verlaufen: aber nicht, wie in São Paulo parallel zur Basis des Abhangs, sondern senkrecht dazu, was übrigens schon zeigt, daß der Pflug in Espirito Santo keine Verwendung findet. Im Hochlande, in dessen obersten Regionen der Kaffee kaum mehr gedeiht, wird die Sonnenseite (also die Nordseite) der Abhänge gewählt, im heißen Tieflande, wo die Ernte leicht verdorrt, dagegen die Schattenseite (die Südseite).

Als Zwischenpflanzen dienen nicht nur der (flachwurzelnde) Mais, sondern auch Cara, Taya und insbesondere der Manniok, dessen Wurzeln (nach Kaerger) „sicherlich in Gegenden des Bodens dringen, die als Nährstoffreservoir für die künftigen Nahrungsbedürfnisse des Kaffeebaumes zu dienen haben", und ferner die Bataten, die sich „deshalb als schädlich erwiesen haben, weil dieses rankende Gewächs überall Knollen ansetzen kann, bei deren Herausnahme dann die Wurzeln des Kaffeebaumes leicht beschädigt werden können".

Was die Pflege des Kaffeebaumes betrifft, so besteht sie fast ausschließlich darin, daß der Boden mit der Hacke von Unkraut gereinigt wird. Dieser Arbeit unterzieht man sich in Espirito Santo in der Regel nur zweimal im Jahre (im Hochland zuweilen nur einmal, im Tiefland oft dreimal), während es in São Paulo für nötig gehalten wird, sie vier- bis fünfmal im Jahre auszuführen. Zur Pflege der Kaffeebäume gehört auch die Entfernung einer an den Bäumen sich festsetzenden Schlingpflanze: Vogelcipo genannt, weil der Same durch Vogelexkremente dahin gelangt.

Ein Beschneiden der Bäume kennt der Kolonist nicht. Selbst das Ausholzen, d. h. das Abhauen oder Absägen der abgestorbenen Äste ist nicht üblich, „obwohl durch sachgemäßen Baumschnitt die Erträge erhöht, ihre Dauer gesichert und die Lebensdauer der Bäume verlängert wird[2]".

---

[2] Fesca, S. 220.

Das Pflügen ist, wie gesagt, unbekannt. Gedüngt wird nur ausnahmsweise. Neuerdings sind Versuche mit Kunstdüngung angeregt worden.

Schon im 3. Jahr — nicht wie in São Paulo erst im 4. und 5. — fängt der Kaffee an zu tragen. Im Tiefland beginnt man dann schon zu pflücken, im Hochland erst später: im 5. oder 6. Jahr. Am meisten trägt der Kaffee zwischen dem 7. und 20. Jahr, aber noch bis zum 30. Jahr liefert er oft gute Ernten. Dann fällt der Ertrag freilich rasch ab.

Da nicht alle Bohnen zu gleicher Zeit reifen, kann nicht auf einmal geerntet werden. Je höher die Pflanzung liegt, desto später und unregelmäßiger reifen die Beeren, und desto häufiger muß der Kolonist sich der Erntearbeit unterziehen. Im Hochlande verteilt sich die Ernte daher auf viele Monate, namentlich auf die Zeit vom September bis Januar, im Tieflande hingegen sind Mai, Juni, Juli die Monate der Kaffeeernte.

Die Erntearbeit besteht darin, daß man die Beeren von den Ästen abstreift und in Siebe fallen läßt, wobei Sorge getragen wird, daß die grünen Bohnen sitzen bleiben. (Gewöhnlich pflückt man in aller Frühe, solange noch der Tau auf den Bäumen liegt, wodurch das Abstreifen erleichtert wird. Freilich ist diese „nasse" Arbeit nicht sehr beliebt.) Die bereits herabgefallenen, meist schwarzen Beeren werden zusammengekehrt und ebenfalls in Siebe getan, die geschwungen werden, um den Kaffee möglichst von fremden Beimengungen zu reinigen.

Dann kommt der Kaffee in Säcke, die den Abhang hinunter auf den Weg und dann weiter ans Haus geschleppt werden. Zuweilen bedient man sich dabei der Maultiere, meistens aber trägt der Kolonist die Last auf den eigenen Schultern.

Den besten Ertrag liefert der Kaffee gewöhnlich in den mittleren Höhenlagen. Als gute Ernte werden 100 Arrobas, d. h. 1500 kg ungeschälter Kaffee auf 1000 Bäume bezeichnet. Der einzelne Baum liefert oft 3—4 kg, aber im großen Durchschnitt wird eine Pflanzung nie ein solches Ergebnis haben. 2 kg durchschnittlich pro Baum ist wohl der höchste Ertrag, der erzielt wird. So ausgezeichnete Ernten kommen aber weder in Santa Joanna, noch am Rio Lamego und Rio Claro vor. In Santa Joanna gelten schon 1200 kg auf 1000 Bäume als gute Ernte.

Über die absolute Größe der Ernten läßt sich folgendes sagen: Nur Anfänger oder auch ältere Kolonisten, die keine Kinder mehr zu versorgen haben, werden mit einer Kaffeeernte von 30—50 Arrobas (zu 15 kg) auskommen. Wird weniger produziert, was aber nur selten der Fall sein dürfte, so muß etwa durch Maisverkauf der nötige Nebenverdienst beschafft werden. Eine Ernte von 100—150 Arrobas Kaffee wird man als Durchschnitt bezeichnen können. Wer 250—300 Arrobas erntet, gilt als wohlhabend, wer es auf 500—600 bringt, geradezu für reich. Und ein wahrer Nabob ist der, der 1000 Arrobas zu produzieren vermag. Wenn man von einem Glücklichen hört, dessen Kaffeeberge jährlich 2000—3000 Arrobas liefern sollen, so kann man sicher sein, daß man es mit kolonialem Jägerlatein zu tun hat. Denn eine solche Ernte läßt sich nicht im Kleinbetriebe, sondern nur mit Zuhilfenahme einer größeren Anzahl fremder Arbeitskräfte bewältigen.

Ein Einzelner ist nämlich höchstens zu einer Ernteleistung von 2,5 Arrobas pro Tag fähig, und das auch nur unter der Voraussetzung, daß die Bäume reichlich tragen. 1 Arroba pro Mann und Tag ist schon bei durchschnittlicher Ernte eine gute Leistung. Wenn man bedenkt, daß die eigentliche Erntezeit höchstens 40—60 Tage dauert und bei den Kleinbauern höchstens 6—8 Arbeitskräfte in Frage kommen, so sieht man, daß der Höchstbetrag $60 \times 8 \times 2{,}5 = 1200$ Arrobas ist.

Der Kaffee, den eine Familie durchschnittlich konsumiert, beläuft sich auf etwa 5 Arrobas im Jahr — wie ich hier hinzufügen will. In Espirito Santo mögen nun 50 000 Familien leben. Es ergibt sich demnach ein inländischer Konsum von 250 000 Arrobas. Wie wir gesehen haben, beträgt der Export 3 Millionen. Die Gesamtproduktion des Staates macht also $3^1/_4$ Millionen aus.

Wieviel davon von den deutschen Kolonisten produziert wird, läßt sich nur ungefähr vermuten: Nehmen wir an, daß außer den 2000 evangelischen noch 1000 deutsche Familien anderer Konfession in Espirito Santo leben, daß also dort 3000 deutsche Kolonistenhöfe bestehen, und setzen wir ferner voraus, daß auf jedem einzelnen durchschnittlich 150 Arrobas geerntet werden, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß die Deutschen 450 000 Arrobas Kaffee erzeugen. Das wäre etwa ein Siebtel der gesamten Produktion des Staates.

4. Die Aufbereitung des Kaffees.

Der vom Boden aufgelesene Kaffee wird — im Gegensatz zu dem gepflückten — in fließendes Wasser gebracht. Die noch vorhandenen Beimengungen sinken und werden so von den Beeren getrennt, die obenauf schwimmen bleiben und jetzt in Sieben aufgefangen werden. Dann schüttet man sie zusammen mit den nichtgewaschenen Pflückbohnen auf, so daß sich die Haufen erhitzen und die Fruchtschalen aufspringen. Die Bohnen werden nun auf einem freien Platz von festgestampftem Lehm (Terreiro) ausgebreitet und der Sonne ausgesetzt, damit die Schalen dürr und spröde werden. Bei Regenwetter schaufelt man den Kaffee mit Holzschiebern zusammen, um ihn unter Dach zu bringen.

Einen Fortschritt stellt es dar, wenn sich auf der Kolonie eine bewegliche Trockenvorrichtung, ein sogenannter Kaffeewagen befindet: er besteht aus einem Schubfach, das mit kleinen Rädern versehen ist und auf hölzernen Schienen gleitet, welche unter einen Schuppen führen, der bei Regenwetter als Schutz dient. Im Tieflande ist diese Vorrichtung ziemlich überflüssig, da es dort weniger regnet. Aber auch im Hochlande findet man sie nicht häufig.

Nach dem Trocknen stampft man den Kaffee, um ihn von der Schale zu befreien. In den meisten Betrieben dient dazu die Mascholle, ein Wort der Kolonistensprache, das durch Korruption des brasilianischen Ausdrucks Munjolo entstanden ist. Man versteht darunter eine auch sonst in Brasilien gebräuchliche Vorrichtung[3], die die Wasserkraft zum Stampfen verwertet und wie folgt beschaffen ist: Man denke sich eine Wippe, deren einer Arm in einem hölzernen Stößel endigt, und deren anderer Arm derart ausgehöhlt ist, daß er einen Wasserbehälter bildet. Läßt man das Wasser einströmen, so senkt sich dieser Arm und der Stößel hebt sich. Bei dieser Bewegung verliert der Wasserbehälter das Wasser und damit das Übergewicht; der Stößel fällt nieder, und zwar in einen großen Holztrog, worin sich der zu stampfende Kaffee befindet. Das Auf und Nieder geht je nach der Menge des Wassers und je nach

[3] Von den Deutschen weiter im Süden wird sie nach Kaerger (S. 293) auch „Fauler Neger“ genannt. Sie ist aus dem Pilão hervorgegangen. „Dieser Pilão, der auch noch jetzt in keinem brasilianischen Hausstand fehlt, ist ein halbmannshohes Stück irgendeines hartholzigen Baumes, in welchem eine Vertiefung ausgehauen oder ausgebrannt ist. Mittelst eines mão de pilão, eines Stampfers, gleichfalls aus hartem Holz, werden in dieser Höhlung nun alle Arten von Verkleinerungen und Enthülsungen vorgenommen.“

der Schwere des Hammers langsamer oder schneller vor sich, gewöhnlich in Zeiträumen von 10—20 Sekunden, also recht gemächlich. Aber die Einrichtung hat den Vorzug, keinerlei Aufsicht zu erfordern. Durch das Stampfen lösen sich die Schalen von den Bohnen, wobei freilich manche Bohnen zerbrochen und andere nur ungenügend von der unter der Pergamenthaut sitzenden Silberhaut befreit werden.

Bei größeren Betrieben bedient man sich statt der Maschotte einer Stampfmühle, bei der statt des einen Hammers mehrere Hämmer angebracht sind, die durch ein Wasserrad abwechselnd gehoben und fallen gelassen werden. Ein solches Stampfwerk leistet nur quantitativ, aber nicht qualitativ mehr als die Maschotte.

Schließlich werden die mit den zerstoßenen Schalen gemischten Bohnen auf flache, aus Rohr geflochtene Siebe geschüttet, die man schwingt, wodurch sich die schweren Körner von den leichten Schalen trennen. Bei größeren Betrieben verwendet man statt dessen einen Ventilator, der ebenso konstruiert ist wie bei uns die Kornreinigungsmaschine, nur daß die Maschen der Drahtsiebe der Kaffeebohne entsprechend geflochten sind.

5. Die Mais- und die Kürbiskultur.

Der Mais wird angebaut:

1. als Hauptfrucht mit untergebautem Kürbis,
2. als Zwischenpflanze auf Kaffeeland (1—2 Ernten),
3. auf Weideboden, was aber wenig in Betracht kommt.

Gepflanzt wird in der Weise, daß man zunächst mit der Hacke — in Abständen von etwa einem Schritt — Löcher auswirft, die je 4 oder 5 Maiskörner aufnehmen müssen und dann mit dem Fuße zugescharrt werden.

Als gute Ernte gilt 150fältiges Korn; 200fältiges schon als sehr gute. In Santa Leopoldina, bei den Holländern, wo der Boden weniger fruchtbar ist, pflegt sich der Ertrag nur auf das 50—100fache der Saat zu belaufen. Ein Kolonist erntet durchschnittlich, sagen wir, 50—100 Sack zu 80 Liter. Davon werden ein paar Sack zu Brot verarbeitet, während der Rest als Viehfutter dient. In den ersten Jahren einer Ansiedlung, solange der Kaffee noch keinen Ertrag gibt, wird der Mais auch verkauft und bildet oft die hauptsächlichste Einnahmequelle. Später wird er nur für den eigenen Bedarf angebaut.

Soweit der Mais als Viehfutter Verwendung findet, sind nur die Körner vom Kolben zu lösen. Häufig geschieht das einfach mit der Hand. Manche Kolonisten haben sich aber neuerdings einen kleinen mit der Hand zu drehenden Apparat, einen Maisschäler, angeschafft, der diese Arbeit sehr vereinfacht. Der Mais wird dem Vieh in rohem Zustande verabreicht — wie bei uns der Hafer, den er in Espirito Santo ersetzen muß. Wie Kaerger meint, würde er gekocht besser nähren. Auch das Maisstroh dient gelegentlich als Viehfutter. Fein zerpflückt verwendet man es als Füllsel für die Betten.

Um den Mais für die Brotbereitung zu vermahlen, findet sich auf jeder Kolonie eine Maismühle, die mit Wasserkraft getrieben wird: Das Wasser wird durch eine sich verjüngende Rinne gegen eine Turbine geleitet, die einen aufrecht stehenden Wellbaum treibt. Der Wellbaum führt durch einen festliegenden Mahlstein, an dem sich der zweite Mahlstein reibt, welcher an dem oberen Ende des Wellbaumes befestigt ist und sich verstellen läßt. Der obere Mahlstein ist durchlöchert, damit ein Trichter die Körner zuführen kann, die aus einem darüber befindlichen Behälter kommen.

Kürbis wird immer zusammen mit Mais gepflanzt. Erst nach der Maisernte wird der Kürbis geerntet, und zwar den ganzen Winter hindurch bei trockener Witterung, je nach Bedarf. Auch der Kürbis findet vorwiegend als Viehfutter Verwendung.

6. Die Knollengewächse.

Manniok. Man unterscheidet den süßen und den giftigen, bitteren Manniok (Aipim und Mandioca brava). In Espirito Santo werden beide Arten angebaut.

Auf die Kulturen wird wenig Sorgfalt verwendet. Der Boden wird weder durch Pflügen, noch durch Hacken und Eggen vorbereitet. Gepflanzt wird im Tieflande in der Weise, daß man — möglichst auf scharf gebranntem Boden — in Abständen von 80 cm bis 1 m zur Aufnahme der 10—15 cm langen Stecklinge (die mehrere Augen haben müssen) Löcher hackt; im Hochlande wird durchweg enger gepflanzt. Pflanzzeit ist die zweite Hälfte des Winters.

Im Tieflande besteht die Pflege nur in wiederholter Vertilgung des Unkrauts durch die Hacke; man hört damit auf, wenn die Pflanze

das Feld genügend beschattet, also nach drei bis vier Monaten. Im Hochlande wird gehackt, bis die Knollen angesetzt haben. Von da an wird gejätet. Der bittere Maniok wird überdies nach einem Jahre in 20 cm Höhe geköpft, um die Knollenbildung zu fördern.

Die Ernte beginnt im Tiefland im Februar, im Hochland im April. Sie erfolgt aber nicht mit einem Male, sondern man holt sich die Wurzeln je nach Bedarf vom Felde. Aipim gibt in Jequitibá nach 2 Jahren Knollen von 1—3 kg pro Pflanze, nach 4 Jahren solche von 2—4 kg, im Tieflande solche von 3—6 kg. Die Wurzel des bitteren Maniok wird im allgemeinen schwerer. Aipim muß nach längstens 4 Jahren aus der Erde genommen werden; der bittere Maniok kann 5 Jahre darin bleiben.

Aipim ist ein Ersatz für unsere Kartoffel. Wie diese wird er gekocht und gegessen. Der bittere Maniok dagegen wird zu einem grobkörnigen Mehl, zu Farinha, verarbeitet. Dabei verfährt man in derselben Weise wie überall sonst in Brasilien: Die Knollen werden gewaschen, abgeschabt, wiederum abgespült, gegen ein sich drehendes Reibeisen gedrückt und so in eine breiige Masse verwandelt, die man dann in eine hölzerne Presse bringt, um den blausäurehaltigen Saft abzuscheiden. Statt der Presse wurde früher und wird auch heute noch von manchen Kolonisten der Preßsack benutzt, ein enges Rohrgeflecht von länglicher, wurstartiger Form. Mit dem Maniokbrei gefüllt, wird er aufgehängt, so daß der giftige Saft abtropfen kann. Hiernach kommt die Masse auf eine große Pfanne und wird zu Mehl geröstet, welches als Zusatz zum Bohnengericht dient. Der abgetropfte Saft kann ebenfalls verwendet werden, er wird in einem Gefäß aufgefangen, auf dessen Boden sich nach einiger Zeit ein Stärkemehl, Tapioca, absetzt. In Espirito Santo freilich findet dieses keine Verwendung.

T a y a oder T a y o b a. Man unterscheidet die weiße und die gelbe Taya. Bei der gelben sind die Stengel blau, die Blätter und die Knollenhaut bläulich. Gelb heißt sie deswegen, weil die entschälte Knolle gelb ist wie die Möhre, der sie auch im Geschmack ähnelt. Sie liebt tiefgründigen, lockeren, sandigen Lehmboden und verlangt mehr Feuchtigkeit als der Aipim. Man pflanzt sie — im Hochland im September, im Tiefland im Oktober — möglichst auf gut gebranntem Boden, und zwar in Abständen von 50 cm. Die Pflege besteht im Hacken und später zuweilen auch im Jäten. Spätestens nach einem

Jahr müssen die Knollen geerntet werden. Sie halten sich aber wie Kartoffeln. Gewöhnlich erntet man nach 7—9 Monaten.

Yams kommt nur am Wasser vorwärts. Am liebsten pflanzt man sie an Bächen und Flüssen. Im Tiefland wird sie kaum angebaut. Pflanzzeit ist September/Oktober. Nach sechs Monaten schon sind die Knollen reif; sie können jahrelang jederzeit geerntet werden. Man verwendet sie in Espirito Santo ausschließlich als Viehfutter.

Batata (Süße Kartoffel) gedeiht überall, im Hoch- und im Tiefland, bei fast jedem Boden. Sie kann ungemein viel Regen vertragen. Man pflanzt sie möglichst auf gut gebranntem Boden in Abständen von 50 cm bis 1 m. Die Ranken werden als Stecklinge benutzt; die Pflanze wird also nicht aus der Knolle gezogen. Pflanzzeit: Februar/März und September. Nach 3—6 Monaten wird geerntet.

Cara verlangt feuchten Boden und gedeiht am besten im Tiefland. Man pflanzt sie September/Oktober und erntet sie nach sechs Monaten. Sie dient hauptsächlich als Viehfutter und nur ausnahmsweise auch als Ersatz für die Kartoffel, allgemein aber als Zusatz zum Brot.

Erdnuß (Judennuß) wird im Tiefland auf sandigem Boden angebaut. Man ißt sie durchweg gebacken, aber auch roh. Sie ist bei den Italienern und Brasilianern beliebt.

Kartoffeln geben im Hochland bei etwas Pflege gute Ergebnisse, werden aber wenig gepflanzt, da der Anbau der anderen Knollengewächse weniger Arbeit verursacht. Sie werden daher sogar importiert.

7. Die übrigen Kulturen.

Schwarze Bohnen. Zuweilen werden sie zusammen mit Mais angebaut, was aber unzweckmäßig ist. Sie verlangen gut gereinigten und gebrannten Boden wie der Mais, aber weniger Feuchtigkeit als dieser. Zusammen mit Manniokmehl sind sie das Nationalgericht der Brasilianer.

„Die Vegetationsdauer beträgt nur drei Monate. Daher ist nur einmaliges Jäten für gewöhnlich erforderlich.“ „Das Pflanzen geht schnell vonstatten. Mit einer Hacke werden in einer Entfernung von 30 cm Löcher gemacht, 4—5 eventuell auch 6—7 Bohnen hineingeworfen und leicht mit der Erde bedeckt.“ (Kaerger S. 45.)

Xuchu: Ein Rankengewächs, das Früchte trägt, die gurkenartiges Fleisch haben und als Gemüse gegessen werden.

Banane. Sie gedeiht am besten im Tiefland, kommt aber auch im Hochland gut vorwärts. Sie wird gleich bei Gründung der Kolonie angepflanzt, braucht keine Pflege und hält sich lange. Man unterscheidet Koch-, Brat- und Obstbananen. Auch zur Essigbereitung wird die Banane verwendet.

Tabak wird größtenteils importiert. Obwohl die Kultur sehr wahrscheinlich überall möglich wäre, wird er nur wenig angebaut, und zwar ausschließlich im Tiefland und lediglich zum eigenen Verbrauch.

Zuckerrohr wird im Hochlande nur als Viehfutter gepflanzt, im Tieflande auch zur Zuckerproduktion. Gepflanzt wird auf sehr primitive Weise: Man hackt in Abständen von 1,20—1,50 m möglichst tiefe Löcher, in welche die zu 20—30 cm langen Stäben zerhackten abgeblühten Stengel gesteckt werden. Zwei Stecklinge kommen in ein Loch. Viele Jahre lang erntet man ohne Neupflanzung. Pflanzzeit ist Oktober November.

Das Verfahren der Zuckergewinnung ist — wie der Anbau des Rohres — sehr primitiv; es wird daher auch nur ein sehr rohes Produkt, Rapadura genannt, erzielt: Zunächst wird das Rohr durch eine Presse geschickt. Diese besteht meist aus zwei oder drei aufrecht stehenden Holzwalzen, die durch Ochsen oder Esel in Bewegung gesetzt werden. Der abfließende Saft wird durch Säcke gesiebt, dann auf eine große eiserne Pfanne gebracht und darin etwa drei Stunden unter fortwährendem Rühren gekocht, bis er dick wird. Der Schaum wird nun abgeschöpft, der Brei bis zum Erkalten weitergerührt und schließlich als träg fließende Masse in Formen gegossen. — Genossenschaftliches Vorgehen bei der Zuckerbereitung wäre zweckmäßig. In Vintecinco bestehen dahingehende Pläne. Aber ihre Durchführung stößt auf große Schwierigkeiten. Sowieso kommt vorläufig nur Produktion für den eigenen Bedarf in Frage.

Reis kann nur im Tieflande in größerem Maßstabe gebaut werden. Espirito Santo importiert Reis, obwohl es seinen eigenen Bedarf daran durchaus decken könnte.

Obst. Die Kolonisten pflanzen hauptsächlich die folgenden Arten: Orange (Laranja), Mandarine (Tangerina), Mamão (Frucht des

Rizinusbaumes), Pfirsich, Ameixa (brasilianische Pflaume), Maulbeere, Wassermelone, Goiaba (indianische Birne), Mangofrucht (Manga), besonders im Tieflande, Kokosnüsse (nur im Tiefland).

8. Die Viehzucht.

Rindvieh. Im Hochlande mag der einzelne Kolonist durchschnittlich 10 Stück Rindvieh besitzen; auf manchen Höfen befinden sich zwar nur 2—3 Stück, auf anderen aber 20—30. Ausnahmsweise kommt auch ein noch größerer Bestand vor. Im allgemeinen hat sich die Rindviehzucht in den Bergen nur schlecht entwickeln können. Das Jungvieh geht dort leicht ein. Allgemeine Plage ist eine Dasselfliegenart, deren Larve sich durch die Haut frißt, das Fell wertlos macht und die Tiere sehr angreift.

Im Tiefland dagegen, wo die Weiden besser sind, und wo man über größere Ebenen verfügt, gedeiht das Vieh vorzüglich. Fast ausnahmslos ergibt sich dort jährlicher Nachwuchs, die Kühe kalben vielfach alle 11 Monate, und das Vieh wächst rascher und wird schwerer als im Hochlande. Die Viehzucht wird daher in größerem Umfange betrieben. Häufig beläuft sich der Bestand auf 40—60 Stück. Auch Bestände von 100—200 Stück kommen vor, aber sie sind selten, weil die Absatzmöglichkeit nicht ausreicht.

Milch wird im Hochland wie im Tiefland fast nur für den Hausbedarf produziert. Eine gute Kuh liefert etwa 6 l, nur ausnahmsweise viel mehr. Die Milch wird teilweise unmittelbar, insbesondere als Butter und Käse genossen, teilweise — als Dickmilch — an die Schweine verfüttert. Einzelne Kolonisten verkaufen die Milchprodukte an die Vendisten. Neuerdings hat man Butter sogar nach Victoria geschickt. Das ist aber nur in geringem Maße der Fall gewesen. Ja, für gewöhnlich werden Butter und Käse aus Minas Geraes importiert. Als Zugtiere werden Rinder wenig, und zwar nur im Tieflande, verwendet. Zum Schlachten dienen Stiere, seltener Kühe.

Eine gute Milchkuh kostet im Hochland 100—150 Milreis; im Tiefland ist sie pro Gewichtseinheit billiger, aber erzielt oft infolge höheren Gesamtgewichts 200 Milreis. Eine Kuh ohne Milch kostet in Campinho 70—80 Milreis. Für Fleisch werden pro Arroba (15 kg) 7 Milreis im Hoch- wie im Tiefland gezahlt. Im Tiefland kostet eine Arroba Lebendgewicht 5 Milreis. Für 1 kg Butter berechnen die

Kolonisten im Tiefland 1—1,5 Milreis, im Hochland 2 Milreis; die Vendisten fordern im allgemeinen etwas mehr. Kalbfleisch wird nicht gekauft.

Schweine. Der einzelne Kolonist hält sich durchschnittlich wohl 20—40 Schweine. Im Tiefland pflegt der Bestand größer zu sein, aber überschreitet nur selten die 100 Stück.

Im ersten Jahr gibt man durchweg Grünfutter, doch hat man auch Laufschweine auf der Weide. Einige Sorten werden nach einem Jahr mastfähig, andere nach zwei Jahren. Man mästet mit Dickmilch, Mais, Bataten, Aipim, Mamão, Kürbis, Blättern, überhaupt Grünfutter. Mais und Kürbis sind besonders gute Mastmittel.

Die Schweine erreichen durchschnittlich ein Gewicht von 10—15 Arrobas.

Wie sich schon aus der Größe des Bestandes schließen läßt, ist die Schweinezucht — hauptsächlich im Tiefland — teilweise Produktion für den Markt. 1 Arroba Schweinefleisch und Speck kostet durchschnittlich 9—10 Milreis, schierer Speck 1—2 Milreis mehr. Während der Preis des Rindviehs nicht schwankt, weil für dieses keine Zufütterung nötig ist, bewegen sich die Schweinepreise sehr stark, und zwar hauptsächlich je nach dem Ausfall der Maisernte. Im Hochland ist der Mais meist teurer als im Tiefland. Im Tiefland sind in abgeschlossenen Gebieten $2^1/_2$ Milreis pro 80 l vorgekommen. Seitdem Bahnverbindung besteht, kostet der Mais im Tiefland 6—8 Milreis, im Hochland 8—10 Milreis.

Geflügel. Man hält sich Gänse, Puter, Truthennen, Perlhühner, Enten, Tauben. Das Geflügel gedeiht sehr gut.

Viehseuchen treten nicht häufig, aber immer sehr heftig auf. Es ist vorgekommen, daß ein Vendist seine 30 Maultiere in wenigen Tagen verloren hat. Maul- und Klauenseuche ist jedoch unbekannt. Das Geflügel ist zuweilen durch Pest aufgerieben worden, hat sich dann aber bald wieder ergänzt.

Weide. Fast alle Gräser sind Pflanzgräser. Nur das sogenannte Minasgras wird gesät. Gepflanzt, sowie gesät wird zuweilen zwischen Mais. Am leichtesten läßt sich die Weide auf stark gebranntem Waldboden anlegen, weil man dann jahrelang vor Unkraut sicher ist. Weiden sind auch auf abgetragenen Kaffeebergen möglich.

Der Viehbestand im Munizip Santa Izabel war 1913 nach den Angaben des Munizipalpräsidenten der folgende:

7 800	Stück	Rindvieh,
3 200	„	Pferde,
6 100	„	Esel und Maultiere,
950	„	Schafe,
20 500	„	Schweine,
38 550	Stück.	

9. Der Hausbau.

Auch der Hausbau ist ein Zweig der Kolonistenwirtschaft: denn jeder Kolonist errichtet selber alle Baulichkeiten, die sein Gehöft erfordert. Teilweise nimmt er dabei allerdings die Hilfe der Nachbarn in Anspruch (s. Bittarbeit, Kapitel V, 4).

Sehen wir zu, wie ein Wohnhaus zustande kommt! Vor allem braucht man Kernhölzer, d. h. Bäume, die einen harten, gegen Fäulnis und Insekten widerstandsfähigen Kern haben. Dazu gehören: Jacarandá, Garaúna, Ipé, die sich im Hochlande finden; im Tieflande hat man dafür den gelben Guarabú, ferner: Peroba, Sapucaia usw. Man verwendet natürlich zunächst das Holz, das beim Waldbrand übriggeblieben ist. Meist reicht das aber nicht aus, und man ist genötigt, den weiteren Bedarf aus dem Walde zu holen.

Die Bäume werden gleich auf dem Fleck selbst, wohin sie beim Waldschlag fielen, vierkantig hergerichtet. Auf die Baustelle werden sie vom Kolonisten selber mit Hilfe der Nachbarn, aber ohne Verwendung von Tieren, teils getragen, teils geschleppt, wobei durch Schlagen mürbe und biegsam gemachte Palmitenschäfte oder Lianen oder Streifen von Baumrinde als Stricke verwendet werden. Dieser Transport stellt bei dem oft sehr schwierigen Gelände eine harte und fast gefährliche Arbeit dar, durch die sich schon mancher einen Brust- oder Kreuzschaden zugezogen hat.

Aus leichteren Hölzern werden ferner, ebenfalls gleich im Walde, die zum Bau nötigen Bretter und Schindeln geschnitten. Als Bretterholz dient im Hochland vor allem die brasilianische Zeder, im Tiefland hauptsächlich der Jequitibá, als Schindelholz Garaúna, Peroba usw. Die Schindeln werden wie folgt hergestellt: 20—25 Zoll lange Klötze werden abgesägt und dann mit dem Schindelmesser so gespalten, daß sie 8 Zoll breit und 1/2 Zoll dick werden. Unebenmäßigkeiten beseitigt man mit dem Beil oder dem Buschmesser. Dann versieht man

die Schindeln mit Holznägeln. Neuerdings verwendet man auch die bequem einzuschlagenden Eisennägel, die aber den Nachteil haben, daß sie leicht abrosten.

Nachdem alles zum Bauen nötige Holz an den Bauplatz geschafft und hier vollständig fertig gestellt worden ist, schreitet man zum Aufrichten des Wohnhauses, dem durchschnittlich eine Länge von 8—10 m, eine Breite von 4—6 m und eine Zimmerhöhe von $2^1/_2$ m gegeben wird.

Man gräbt nun, oft mit Hilfe der Nachbarn, die 4—6 Grundpfeiler, welche 30—40 cm im Quadrat messen, in die Erde ein und verbindet sie unten, d. h. in einer Höhe von $^1/_2$—1 m über dem Fußboden mit den (20—30 cm im Quadrat messenden) Außenschwellen, und oben mit den ebenso dicken Rahmhölzern. Dann werden diese letzteren mit den Schwellen durch 20 mal 20 cm dicke Verbindungshölzer verbunden, die vorher schon mit den für Türen und Fenster nötigen Riegeln versehen worden sind. Hierauf werden auf Rahmhölzer und Schwellen die Balken gelegt, und zum Schluß stellt man den Dachstuhl auf und versieht ihn mit den Dachleisten. Das alles wird mit Hilfe der Nachbarn oft an einem Tage bewerkstelligt.

Nachdem so das Gerüst des Hauses vollendet ist, werden zum Schutz gegen das Wetter zunächst die Dachschindeln gelegt. Sodann wird der Fußboden gezimmert, und hierauf verbindet man die Wände mit Palmiten oder mit Stäben aus leicht spaltenden Hölzern kreuz und quer, also siebartig, und fügt die Türen und die Fensterrahmen und -flügel ein.

Ist das geschehen, so schreitet man zur Lehmverschmierung der Wände, wobei wiederum die Nachbarn zu helfen pflegen. Während nun ein Teil der Leute sich damit beschäftigt, die Lehmmasse zu bereiten, sind die anderen tätig, die Wände von der Innen- und von der Außenseite damit zu bekleiden, und zwar wird der Lehm mit der Hand an die Wand geworfen und mit der Hand gestrichen. An einem Tage wird diese Arbeit vollendet. Es bleibt nun noch übrig, die Wände zu verputzen; denn wenn der Lehm trocknet, entstehen natürlich Risse, die überschmiert werden müssen. Nach nochmaligem Trocknen wird gekalkt. Veranda und Treppen werden später hergestellt, ebenso die Innenwände, die oft nur Bretterverschläge sind.

Der Wert eines solchen Hauses wird beim Landkauf auf 500 bis 700 Milreis geschätzt.

Die Häuser der Italiener unterscheiden sich von denen der deutschen

Kolonisten vor allem durch ihre andere Dachart. Die Schweizer bauen zuweilen sennhüttenartig und an den steilsten Abhängen, während der Pommer den ebenen Platz bevorzugt.

10. Der Turnus.

Vergegenwärtigen wir uns zum Schluß, wie sich die verschiedenen Arbeiten über das Jahr verteilen! Am klarsten gliedert sich die Kolonistentätigkeit im Tieflande, wo die Ernte sich auf einen kurzen Zeitraum konzentriert. Hier haben wir wie folgt zu unterscheiden:

1. Urbarmachung des Waldlandes (Waldschlagen und -brennen): Mitte Juli bis Ende September. Dauer: gut 2 Monate. Schwere Arbeit.

2. Pflanzzeit: Ende September bis Mitte November. Dauer 5—6 Wochen. Meist leichte Arbeit; oft muß sie allerdings infolge der Regenverhältnisse auf kurze Zeit zusammengedrängt werden.

3. Pflege, insbesondere Reinigung der Kulturen: Anfang November bis Mitte Dezember. Dauer 4—5 Wochen. Im ganzen leichte Arbeit. Doch beschwerlich infolge der Hitze, besonders wenn es sich um hochstehenden Mais handelt.

4. Keine Landarbeit in der heißesten Zeit: Mitte Dezember bis gegen Ende Februar. Man beschäftigt sich in Haus und Hof mit Reparaturen, mit der Herstellung von Ställen, Zäunen, Geräten (Tischen, Stühlen, Trögen), Maschollen. Wenn nicht gerade größere Neubauten errichtet werden müssen, macht man sich's in dieser Zeit bequem.

5. Ernte. Mitte, Ende Februar: Reisernte; März, April: Maisernte, die so rasch wie möglich vor sich gehen muß, damit die Körner von Vögeln und anderem Getier nicht gefressen werden; Kaffeeernte: Mai, Juni, Juli, unter Umständen noch August, hauptsächlich Juni. Zwischendurch werden einige Tage darauf verwandt, das übrige zu ernten: Tajoben usw.

Die Ernteperiode wird unterbrochen durch die Pflanzzeit für Bohnen. Auch pflanzt man gern noch ein wenig Aipim. Sehr häufig werden um diese Zeit Kaffeeberge angelegt. Zuweilen erfolgt im Februar neuer Waldschlag, aber nur ausnahmsweise. —

Im Hochland ist der Turnus ein wenig anders. Im allgemeinen kann man sagen, daß je höher die Lage und je kälter infolgedessen das Klima, desto eher mit dem Waldschlag und dem Pflanzen be-

gonnen wird und desto schleppender die Ernte verläuft. Die Arbeiten greifen hier mehr übereinander. Man beginnt im Hochland daher zuweilen schon im Juni mit dem Waldschlag. In der Hauptsache wird diese Arbeit aber im Juli und August getan. Schon im August wird teilweise mit dem Pflanzen begonnen. Die Pflanzzeit ist hier hauptsächlich der September, sie ragt aber noch in den Oktober hinein. Mit der Pflege der Kulturen beschäftigt man sich namentlich während der Monate Oktober bis Dezember, mit der Reinigung der Kaffeeberge auch noch im Januar und Februar. Inzwischen ist zu verschiedenen Zeiten Kaffee geerntet worden, schon von Mai an, und bis Dezember und Januar hinein, ziemlich regellos an diesem oder jenem Tage. Januar und Februar sind also im Hochlande nicht frei von Landarbeit, im ganzen ist es aber doch auch hier eine Ruhezeit. Im März, April und Mai hat man mit der Mais- und Bohnenernte zu tun. Ferner wird Kaffeeland hergestellt, und auch andere Kulturen bereitet man vor.

Fünftes Kapitel.

Die Kolonistenarbeit unter allgemeinen Gesichtspunkten.

1. Der Raubbau.

Man pflegt die Wirtschaftsweise der deutschen Kolonisten als Raubbau zu brandmarken. Wenn man den Maßstab der europäischen Landwirtschaft anlegt, so ist man in der Tat berechtigt, sie zu verurteilen. Der Boden, den die Kolonisten gar nicht oder so gut wie gar nicht düngen, wird ja durch den langjährigen Anbau seiner Pflanzenstoffe beraubt, so daß die Erträge zurückgehen und ein Zeitpunkt kommt, wo es nicht lohnt, ihn weiter zu bebauen. Dieser Zeitpunkt pflegt je nach Boden und Wirtschaftsweise in 15—40 Jahren einzutreten. Dann ist der Kolonist gezwungen, Haus und Hof aufzugeben und sich an anderer Stelle niederzulassen.

Unter europäischen Verhältnissen würde der Wert des Bodens es verlangen, Kapital (Dünger usw.) und vermehrte Arbeit zu investieren. Da der Boden in Espirito Santo aber noch in fast unbeschränkter Menge zur Verfügung steht, so wird die Arbeit der Urbarmachung

vielleicht rentabler sein als eine intensive Behandlung des alten Ackerlandes. Jedenfalls ist es im einzelnen Falle ein Rechenexempel, ob und wann es wirtschaftlich zweckmäßig ist, ein altes Gehöft preiszugeben und ein neues zu errichten. Freilich wird der Kolonist nicht immer in der Lage sein, dem ökonomischen Prinzip entsprechend zu handeln. Teilweise wird Mangel an Kapital, wenn nicht schon Mangel an Einsicht und technischer Bildung ihn davon abhalten, zu einem intensiven Betriebe überzugehen, auch wenn dies wirtschaftlich geboten sein sollte.

Den jetzigen Verhältnissen des Verkehrs, der Technik, des Kredits entspricht aber wohl die bestehende Wirtschaftsweise, der Raubbau, am meisten. Er hat also, rein wirtschaftlich betrachtet, eine gewisse Berechtigung nach dem ohne weiteres evidenten Grundsatz, daß Kapital- und Arbeitsaufwand nicht am Platze sind, wo sich die Naturschätze umsonst darbieten. Anderseits ist nicht außer acht zu lassen, daß er den Kolonisten zum halben Nomaden macht und ihn zu einer primitiven Lebensführung, überhaupt zu kultureller Rückständigkeit verurteilt.

Das Bedenklichste ist der zersetzende Einfluß, den er auf die Gemeindeorganisation ausübt, welche sich ja auf territorialer Grundlage aufbaut. Besonders deutlich haben sich seine Wirkungen bereits in Santa Leopoldina geäußert. Diese Gemeinde, die vor 30 Jahren ungefähr 300 Familien umfaßte, hat seitdem so viele Mitglieder durch Abwanderung verloren, daß sie — trotz der starken natürlichen Bevölkerungszunahme — gegenwärtig nur deren 150 zählt. Welche Einbuße an kulturellen Werten bedeutet der Verfall, das allmähliche Absterben eines solchen sozialen Körpers, der in jahrzehntelanger Arbeit geschaffen worden ist! Durch die Auflösung eines solchen festgefügten Verbandes werden ja nicht nur unzählige Gefühlswerte zerstört; auch Kulturgüter der greifbarsten Art, wie insbesondere das Schulwesen, werden schwer in Mitleidenschaft gezogen.

Das alles wiegt aber noch gering gegenüber der Tatsache, daß sich die neuen Siedlungen immer mehr von dem Hochlande entfernen und sich weiter ins Tiefland vorschieben, wo zwar die Bodenverhältnisse teilweise ausgezeichnet sind, wo aber das Klima weniger günstig ist, und wo sich der brasilianische Einfluß viel stärker geltend macht.

Es ergibt sich also folgender verhängnisvolle Kettenschluß: Der Raubbau führt zur Abwanderung, zur Auflösung der alten Gemeinden,

zur Schwächung des Deutschtums und vielleicht auch zum wirtschaftlichen und kulturellen Niedergang der Kolonisten[1].

2. Die Monokultur.

Als bedenkliche Eigentümlichkeit der Kolonistenwirtschaft ist neben dem Raubbau die Monokultur zu nennen, die wie eingangs erwähnt, überhaupt die Wirtschaftsverfassung des ganzen Landes kennzeichnet. Freilich kann von einer Monokultur nur insofern die Rede sein, als aus Espirito Santo fast nur Kaffee exportiert wird und als auch die Produktion für den inneren Markt sich nur auf wenige Güter beschränkt. Für die Kolonisten ist dieser Zustand jedenfalls nicht sehr gefährlich, weil sie ja ganz vorwiegend Eigenwirtschaft treiben. Wenn sich der Ertrag aus dem Kaffeebau infolge schlechter Ernten oder sinkender Preise verringert, so bedeutet das für sie nur eine Schmälerung in der Befriedigung von Luxusbedürfnissen. Man kann es daher verstehen, daß sie sich bisher nicht bemühen, nach anderen Exportkulturen Umschau zu halten, zumal der Kaffeebau ein sehr bequemer Produktionszweig ist. Zwar erfordert die Anlage der Kaffeeberge viel Arbeit und Sorgfalt, aber ihre spätere Pflege sowie das Ernten und die Aufbereitung verursachen wenig Arbeit.

Darüber besteht aber kein Zweifel, daß diese Einseitigkeit den wirtschaftlichen Fortschritt hemmt und die Kolonisten in der Eigenwirtschaft und in ärmlichen (wenn auch behäbigen) Verhältnissen gefesselt hält. Welche neuen Kulturen in Espirito Santo in Angriff genommen werden könnten, ist aber noch eine offene Frage. Zunächst könnte man jedenfalls die Produktion für den inländischen Konsum steigern; Tabak, Reis, Vieh usw. brauchten nicht importiert zu werden. Das würde aber nicht genügen; die Hauptsache wäre es, neue Exportprodukte zu finden.

Es scheint nun, daß in Espirito Santo für den Kakaobau vielerorts sehr günstige Bedingungen bestehen. Von brasilianischen Fazendeiros ist auch bereits der Versuch gemacht worden, ihn einzuführen. Der kommerzielle Erfolg ist aber bisher ausgeblieben. Denn als Märkte kommen heute nur Rio de Janeiro und Bahia in Betracht; die Transportkosten dorthin werden daher den Produzenten auch dann in

[1] Vgl. die Aufsätze von Pfarrer Grimm über Espirito Santo.

Rechnung gestellt, wenn der Kakao in Victoria nach Europa verschifft wird.

Auch dem Anbau von Faserpflanzen winkt in Espirito Santo vielleicht noch eine Zukunft. Im dortigen Urwald gedeiht jedenfalls die Agave vorzüglich; ebenso der Baumwollbaum, der besonders auf felsigem Untergrund vorkommt, wo sonst nichts wächst. Eine andere Faserpflanze Carabicho wächst wild auf jeder Weide.

3. Der Kleinbetrieb.

Die deutschen Kolonistenhöfe in Espirito Santo sind ausnahmslos Kleinbetriebe. Der Kolonist ist Kleinbauer, der alle Arbeit allein mit seinen Familienangehörigen verrichten muß; nur bei dieser oder jener Gelegenheit nimmt er die Hilfe seiner Nachbarn in Anspruch, aber nur, soweit es sich um Aufgaben handelt, die von der einzelnen Familie nicht bewältigt werden können. Mit bezahlten Arbeitskräften arbeitet er so gut wie nie.

Es fragt sich nun, welches die Gründe dafür sind, daß in den deutschen Ansiedlungen von Espirito Santo der Kleinbetrieb herrscht, obwohl der Großbetrieb dem Kleinbetrieb beim Anbau des Kaffees mindestens gewachsen und bei der Aufbereitung sogar unbedingt überlegen ist. In São Paulo vollzieht sich der Kaffeebau ja auch durchweg auf großen Plantagen.

Daß die deutschen Einwanderer als Kleinbauern begonnen haben, erklärt sich leicht damit, daß sie auch in ihrer Heimat nichts anderes als Kleinbauern, wenn nicht gar nur Tagelöhner waren. Es fehlten ihnen also anfänglich die materiellen Mittel, sowie die geistigen Fähigkeiten zur Einrichtung und Leitung großer Betriebe. Was hat sie aber beim Kleinbetrieb verharren lassen?

Die Gründe sind zunächst psychologischer Art. Der deutsche Kolonist eignet sich noch heute seiner geringen Bildung wegen im ganzen schlecht zum größeren Unternehmer, kaum zum Großbauern. Anderseits wird er unter seinesgleichen keine Tagelöhner finden, weil keiner es nötig hat, sich in fremden Dienst zu begeben und überdies jeder aufs höchste auf seine Selbständigkeit erpicht ist. Noch heute erinnern sich manche Pommern mit Grauen an die Zeit, wo sie Gutstagelöhner waren und in harter Fron standen. Zu dingende Arbeitskräfte würden sich also nur unter den Einheimischen, den Brasilianern, finden lassen. Aber auch unter diesen würden wenige bereit sein, sich für längere

Zeit zu binden. Und selbst wenn das der Fall wäre: der Deutsche würde schlecht mit ihnen fertig werden, schon wegen seiner mangelhaften Kenntnis des Portugiesischen.

Eine weitere Eigenschaft, die den Kolonisten im Kleinbetrieb festhält, ist seine geringe Neigung zur Verbesserung seiner jetzigen Lage. Er fühlt sich sehr wohl unter den bestehenden Verhältnissen, die ihm eine behagliche, wenn auch nicht üppige Lebensführung erlauben. Er wüßte mit größeren Einnahmen nicht viel anzufangen. Im Gegensatz zu dem Portugiesen und Italiener hat er kein großes Geldbedürfnis. Der Italiener will in seine Heimat zurückkehren und sucht zu dem Zweck möglichst viel Geld anzusammeln; die Portugiesen und Brasilianer sind, soweit sie sich überhaupt auf ein gewisses Kulturniveau erheben, bestrebt, soviel Vermögen zu erwerben, daß sie ein angenehmes Leben in der Stadt führen können. Der Deutsche dagegen hat große Liebe zur Scholle und nicht das Verlangen fortzuziehen. Dies, sowie sonstige Charakterveranlagung, hält ihn von kapitalistischen Tendenzen fern, die ihn zum Großbetrieb führen könnten.

Der Kleinbetrieb wird überdies durch die Natur des Geländes sehr begünstigt. Das deutsche Kolonisationsgebiet in Espirito Santo hat ja durchweg bergigen Charakter. Größere ebene Flächen gibt es so gut wie gar nicht im Hochlande. Dadurch wird es sehr erschwert, größere Gebiete zu überschauen und entferntere Punkte zu erreichen, so daß es bei landwirtschaftlichem Großbetriebe sehr schwierig wäre, die Ernten vor Diebstahl, die Mais- und Manniokfelder vor Verwüstung durch Wildschweine und Affen zu schützen, den Viehraub und das Ausbrechen der Tiere zu verhindern, die Arbeiten der Leute zu kontrollieren[2].

Allerdings besteht auch inmitten des deutschen Siedlungsgebietes einiger Großgrundbesitz, so die Fazenda Milagres, die einem Brasilianer gehört und jährlich 16 000 Arrobas Kaffee produziert, so die einem Portugiesen gehörige Fazenda Botello mit 6000 Arrobas Kaffee oder die Fazenda des Italieners Venturini mit einem Ertrage von 5000 bis 8000 Arrobas. Aber in allen Fällen wird dieser Großgrundbesitz größtenteils durch Halbpächter, d. h. kleinbetrieblich, bewirtschaftet: Der Halbpächter bekommt Land und Wohnung zugewiesen und muß dafür die Hälfte des Kaffeerohertrages abliefern. Über die andere Hälfte verfügt er frei; er wird aber auch diesen Kaffee in der Regel an den Fazendeiro

[2] Der Großbetrieb wird im Hochlande auch durch das Übereinandergreifen der Arbeiten erschwert (s. Kap. IV, 10).

verkaufen, der dann die Aufbereitung und den Weiterverkauf übernimmt. Für den übrigen Anbau erhält der Halbpächter bestimmtes Land. Die darauf gebauten Produkte fallen ihm ganz zu. Meistens sind die Halbpächter Brasilianer und Italiener, zuweilen aber auch Deutsche, deren Mittel zur Bewirtschaftung eigenen Landes nicht ausreichen. Natürlich ist das System der Halbpacht in erster Linie durch die Schwierigkeit der Arbeiterbeschaffung, die nach der Sklavenbefreiung hervorgetreten ist, aufgekommen und ist daher nicht nur auf bergigem Land, sondern auch in der Ebene allgemein verbreitet.

Beim Landbau haben wir in Espirito Santo also so gut wie gar keinen Großbetrieb. Ein solcher besteht nur hinsichtlich der Aufbereitung der Produkte, insbesondere des Kaffees. Im Tiefland herrscht in dieser Beziehung geradezu eine Tendenz zur Betriebkonzentration, die sich aus den Wasserverhältnissen ergibt. Kleine Bäche sind hier selten. Es kommen also nur die größeren Wasserkräfte in Betracht, deren Ausnutzung sich der Fazendeiro sichert. Oder es sind keine Wasserkräfte vorhanden, so daß kostspielige Maschinen zur Gewinnung der Antriebskraft nötig sind: man verwendet hauptsächlich Deutzer Gasmotore. Natürlich kann der Kleinbauer sich solche Maschinen nicht anschaffen. Im Tiefland ist daher vielfach der Vendist Besitzer der Kaffeereinigungsmaschinen, und der Kolonist verkauft an ihn den rohen Kaffee. Es gibt hier überdies selbständige Kaffeereinigungsbetriebe.

Ein Haupthindernis für den Großbetrieb sind vorderhand auch die schlechten Verkehrsverhältnisse, die ungenügenden Absatzverhältnisse und die mangelhafte Warenversorgung.

4. Die Bittarbeit (Juntament).

Die notwendige Ergänzung der kleinbäuerlichen und eigenwirtschaftlichen Produktion ist das Juntament. Dies Wort der Kolonistensprache ist aus dem portugiesischen Ajuntamento entstanden, das im allgemeinen Vereinigung, Zusammenkunft, Versammlung, und im besonderen das bedeutet, was Bücher „in Anlehnung an den bei den Südslawen dafür gebrauchten Ausdruck“ als Bittarbeit bezeichnet. (Die Entstehung der Volkswirtschaft. 9. Auflage. S. 278.) Er rechnet diese zu den Formen der Arbeitsgemeinschaft, insbesondere zur Arbeitshäufung. „Unter Arbeitshäufung verstehen wir die Aufbietung mehrerer gleichartiger Arbeitskräfte zur Bewältigung einer einheitlichen Arbeits-

aufgabe, z. B. zum Aufladen einer schweren Last, zum Schieben eines Balkens, zum Mähen einer Wiese, zum Treiben bei der Jagd. Die zu leistende Arbeit braucht an sich nicht für die Kraft eines einzigen zu schwer zu sein; es genügt schon, daß sie von ihm nicht in gehöriger Zeit vollendet werden kann, um die Verwendung einer Mehrzahl von Arbeitern vorteilhaft zu machen. Dies fällt besonders bei solchen Tätigkeiten ins Gewicht, welche an bestimmte Jahreszeiten gebunden oder von der Witterung abhängig sind. Auch soziale Rücksichten können die Beschleunigung gewisser Arbeiten gebieten."

Die Bittarbeit besteht auch in Espirito Santo ganz in der Form, wie Bücher sie beschreibt: „Die Nachbarn werden, so oft sich ein dringendes, mit den eigenen Kräften des Hauses nicht zu bewältigendes Arbeitsbedürfnis eingestellt hat, um Hilfe gebeten. Sie leisten diese zur festgesetzten Zeit ohne anderes Entgelt als die Bewirtung, welche ihnen der Hausvater in herkömmlichen Formen bietet, lediglich in der Erwartung, bei Bedarf von den eigenen Nachbarn in gleicher Weise unterstützt zu werden. Die Arbeit vollzieht sich im frohen Wetteifer unter Scherz und Gesang; am Abend schließt sich oft ein Tanz oder eine ähnliche Lustbarkeit an."

Es besteht wohl kein Zweifel, daß die Kolonisten die Bittarbeit nicht erst in Brasilien kennen gelernt haben, sondern diesen Brauch aus ihrer alten Heimat herübergebracht haben; allerdings sind die Anwendungsgelegenheiten teilweise andere geworden, und zwar pflegt die Bittarbeit in Espirito Santo insbesondere in folgenden Fällen herangezogen zu werden:

1. Beim Fosen (Sicheln mit dem Faschinenmesser). 20—30 Personen vereinigen sich zu diesem Zweck. Jeder übernimmt einen Streifen Waldland von 2—3 m zur Bearbeitung. Parallel zueinander schreiten die Leute bergaufwärts. Nachzügler werden verspottet, ja, es gilt geradezu als Schmach, nicht mitzukommen. Die erzieherische Wirkung der Bittarbeit liegt also auf der Hand. Ihre Kehrseite ist: daß sie leicht zu flüchtiger Leistung führt. Man hört daher wohl von schlecht gesicheltem Walde sagen: „Das ist Juntamentsland." Wenn mit dem Fosen Weideputzen verbunden ist, so übernehmen diese Arbeit die jungen Mädchen. Das Niederlegen der Baumstämme wird in der Regel ohne Bittarbeit ausgeführt: wie mir gesagt wurde, wegen der damit verbundenen Gefahren.

2. Ein Juntament (von Männern und jungen Mädchen) pflegt

ferner zum Reinigen der Kaffeeberge und zur Kaffeeernte berufen zu werden.

3. Beim Hausbau (nur Männer).

4. Bei Erkrankung einer Familie.

5. Die Arbeitsleistung.

Auf die Frage nach der Intensität und Quantität der vom Kolonisten geleisteten Arbeit, insbesondere auf die Frage, ob das tropische Klima ihn in seiner Arbeitsfähigkeit beeinträchtige, läßt sich eine ziemlich allgemeine Antwort geben. Denn die individuellen Unterschiede sind geringer, als man da erwarten sollte, wo ein jeder sein eigener Herr ist und wo die Fruchtbarkeit des Landes und der Spielraum des Bodens es jedem ermöglicht, das Dasein mit dem Pflücken und Verzehren von Bananen zu fristen.

Das eine steht zunächst fest: die deutschen Kolonisten arbeiten alle weit über das Maß hinaus, welches zur Gewinnung des Existenzminimums nötig ist, so daß man sagen kann, daß selbst der lässigste Kolonist, von einigen wenigen notorischen Säufern abgesehen, immer noch fleißiger und rühriger ist als der Durchschnitt der einheimischen Landbevölkerung. Dabei ist die körperliche Leistungsfähigkeit des deutschen Urwaldbauern sehr groß, so daß er oft in kurzer Zeit gewaltige Leistungen vollbringt: bei Arbeiten, wie Waldschlagen, Haus- und Wegebau, Pikadenhauen, kommt ihm ein aus Deutschland neu eingewanderter Arbeiter nicht so leicht gleich. Allerdings macht er hie und da weitgehenden Gebrauch von seinem Selbstbestimmungsrecht. Wenn es ihm gerade paßt, läßt er den Feierabend statt um 6 schon um 5 Uhr beginnen. Oder statt zur Arbeit, geht er zur Vende und hält sich wegen eines kleinen Einkaufs daselbst stundenlang auf. Dergleichen ist aber doch ziemlich selten und beschränkt sich meist auf den Sonnabend.

Im Durchschnitt ist die tägliche Arbeitszeit nicht allzu lang. Der Kolonist erhebt sich von seinem Lager, wenn es dämmert, also im Winter kaum vor 6, im Sommer kaum vor 5 Uhr. An die Landarbeit geht er etwa um 7 Uhr. Bis $11^1/_2$ ungefähr wird — von einer kurzen Frühstückspause abgesehen — gearbeitet, oft sehr energisch, oft recht gemächlich. Dann wird zu Mittag gegessen. Um 2 Uhr im Hochland, im Tiefland um 3 Uhr, beginnt die Arbeit wieder und dauert bis zum Dunkelwerden, im Winter also bis gegen 6 Uhr, im Sommer etwas länger. Zuweilen wird noch abends beim Lampenlicht gearbeitet: es

werden Körbe und Siebe geflochten, Reparaturen ausgeführt, Maiskolben aufgestapelt usw. Im allgemeinen geht man aber sehr früh zu Bett, wohl durchschnittlich um 8 oder 9 Uhr. Der Kolonist, der ja erst um 5 oder 6 aufsteht, hat also eine Schlafenszeit von gut neun Stunden, was bei der ermüdenden Hitze und Lichteinwirkung, wie wir glauben möchten, eine Grundbedingung seiner Leistungsfähigkeit ist.

Wenn wir von der gelegentlichen Beschäftigung am Abend absehen, so haben wir hier im Winter gewöhnlich den achtstündigen Arbeitstag. Im Sommer wird, da dann die Landarbeit teilweise fortfällt, meist weniger gearbeitet; zuweilen, z. B. während der Kaffeeernte, aber mehr, und zwar bis zu 10 und 11 Stunden. Auch im Winter kommt es vor, daß die Mittagspause überschlagen wird und so 10—11 Stunden herauskommen.

Man gewinnt den Eindruck, daß die Kolonisten in Espirito Santo weniger Zeit auf die Arbeit verwenden, als die Kleinbauern und Tagelöhner in Deutschland, daß sie dafür aber zuweilen intensiver arbeiten. Jedenfalls haben sie ihre Arbeitskraft bewahrt, vielleicht sogar gesteigert.

6. Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau.

Natürlich kommen die Frauen in erster Linie für alle Arbeiten im Hause in Betracht. Sie kochen, und sie nähen und schneidern die Kleidung für die ganze Familie, selbst die Männeranzüge. Anderseits verstehen ebenfalls viele Männer zu kochen und zu nähen.

Die Frauen wiederum sind sehr viel auch auf der Kolonie beschäftigt; sie machen hier fast alle Arbeit mit, nur daß sie sich durchweg nicht am Waldschlag beteiligen. Viele Arbeiten, z. B. die Kaffeeernte, werden von allen Familienangehörigen gleichzeitig ausgeführt.

Eine ausgesprochene Arbeitsteilung beobachten wir in der Wartung des Viehs: Hühner und Schweine werden von den Frauen und Kindern gefüttert, ebenso wird von ihnen das Melken der Kühe besorgt. Die Männer dagegen nehmen sich der Reittiere an.

Im ganzen ist also die Stellung der Frau in der Wirtschaft der des Mannes ebenbürtig.

7. Das Wirtschaftliche Komitee.

Wie wir gesehen haben, sind es namentlich drei Dinge, die die Wirtschaftsführung der Kolonisten kennzeichnen: der Raubbau, die

Monokultur und der Kleinbetrieb. Es wäre jedoch verkehrt, darin Zeichen wirtschaftlicher Untüchtigkeit und Unfähigkeit zu sehen. Diese Wirtschaftsweise ist vielmehr, wie ich gezeigt zu haben glaube, tief in der Natur der äußeren Verhältnisse begründet. Während nun aber der Kleinbetrieb eher ein Vorzug als ein Nachteil ist — wenigstens ist er das vom deutschnationalen Standpunkte, hemmt er doch die Verschmelzung mit dem einheimischen Element —, bedeuten Raubbau und Monokultur, besonders aber der Raubbau, eine wirtschaftliche und kulturelle Gefahr.

Aus dieser Erkenntnis heraus haben die Pfarrer der oberkirchenrätlichen Gemeinden von Espirito Santo einen Verein, das Wirtschaftliche Komitee, gegründet und eine Reihe deutscher Firmen und Vereine in Rio de Janeiro und Deutschland für die vorliegenden Probleme interessiert [3]. Das Komitee hat sich als Aufgabe gesetzt, die Kolonisten zu rationellerem Betrieb anzuleiten, um ihre Seßhaftigkeit herbeizuführen. Die Aufgabe ist außerordentlich schwierig und vielseitig, und sie bedarf zum Gelingen der tatkräftigen Unterstützung des deutschen Handels, der deutschen Industrie und überhaupt aller Kreise, die überseeische Interessen vertreten. Aber sie muß gelingen, wenn anders das Deutschtum in Espirito Santo kulturell und national gerettet werden soll.

Sechstes Kapitel.

Die verkehrswirtschaftlichen Tatsachen.

1. Allgemeines.

Der kleinbäuerlichen Wirtschaft entspricht in der Regel ein wenig entwickelter Verkehr.

Der Güter- und Menschenaustausch unter den einzelnen Wirtschaften ist sehr gering. Wie schon festgestellt wurde, arbeitet der Kolonist fast ohne bezahlte Arbeitskräfte. Die Bittarbeit ist so gut wie die einzige Form fremder Arbeitshilfe. Selbst gegen hohen Lohn ist es schwer, Gesindedienste zu erlangen: die immer wiederkehrende Klage der deutschen Pfarrfrauen.

---

[3] Das deutsche Kalisyndikat hat sich um die Sache besonders verdient gemacht.

Im Tieflande ist die Geldwirtschaft teilweise ein wenig weiter vorgeschritten als im Hochlande.

2. Landkauf und Landpreise.

Daß ein Kolonist Land zu verkaufen hat und dann auch einen Käufer findet, ist natürlich ziemlich selten der Fall, am häufigsten noch in Zeiten hoher Kaffeepreise. Beweggrund des Handels ist wohl meist auf seiten der Verkäufer Todesfall; Käufer ist vielfach der wohlhabende Bauer, der einen erwachsenen Sohn mit einer fertigen Kolonie ausstatten will.

Die Verkaufsbedingungen pflegen die folgenden zu sein:

1. Das Haus wird mit 400—600 Milreis berechnet.
2. Der Kaffeeberg wird je nach dem Marktpreis des Kaffees bezahlt.
3. Für 1 Quadra (100 × 100 Quadratklafter = 220 × 220 qm = 4,84 ha) Waldschlag werden 250—300 Milreis vergütet. Alter Waldschlag, d. h. alte Weide, altes Maisland wird natürlich geringer bewertet.
4. Ferner kommt in Betracht, wieviel Urwald und wieviel Vieh vorhanden ist.

Man kann annehmen, daß eine normale Kolonie von 25 ha mit voller Einrichtung (Haus, Mascholle usw.) im Tieflande etwa 2500 Milreis, im Hochlande mindestens 3000 Milreis wert ist.

Zur Illustration gebe ich einige mir bekannt gewordene Landverkäufe in der Gemeinde Santa Joanna, also im Tieflande, wieder:

Jahr	Größe der Kolonie ha	Jährliche Kaffeeernte in Arrobas	Preis Milreis	Besonderheiten
1911	50	300	5 000	—
1912	50	30	5 600	Guter Urwald, gute Weide, Reis- und Zuckerrohranbau.
1912	100	250	16 000	Mit 40 Stück Rindvieh und 40 Schweinen.
1912	100	gering	4 400	Mit ungenügenden Gebäuden, aber sehr gutem Wald.
1913	50	70	3 800	—

3. Die Verschuldung.

Der wichtigste Entstehungsgrund der Verschuldung ist der Landkauf, so daß die meisten Schulden der jetzigen Kolonistengeneration aus der Zeit der letzten Kaffeehausse stammen, die den Grundstücksverkehr sehr anregte. Trunksucht und Erbschaftsprozesse haben gleichfalls in manchen Fällen zur Verschuldung geführt.

Gläubiger sind meist die Verwandten, die Nachbarn oder andere gute Freunde, die das Darlehen nur aus Gefälligkeit gewähren und nur selten gegen hypothekarische Sicherheit. Gewöhnlich wird einfach ein Schuldschein ausgestellt. Die Folge ist, daß der Gläubiger, insbesondere wenn der Schuldner stirbt, häufig genug sein Geld einbüßt. An Zinsen werden in der Regel nur 5—6 % erhoben, obwohl der landesübliche Zins in Brasilien 8—12 % beträgt. Ja, man betrachtet es fast als eine Art Bewucherung, überhaupt Zinsen zu nehmen.

Kaufmännischer, kapitalistischer wenn man so will, ist das Verhältnis zu den Händlern, den Vendisten, die sich natürlich den landesüblichen Zins berechnen. Auch sie werden teilweise durch die Beschaffung von Kaufgeldern zu Gläubigern, noch häufiger aber durch eine ausgedehnte Borgwirtschaft, die aber fast nie, wie in Südbrasilien[4], zu drückender Abhängigkeit geführt zu haben scheint. — Die Banken in Victoria haben übrigens keinerlei Fühlung mit den deutschen Kolonisten.

Wie hoch die Verschuldung unter den deutschen Kolonisten im ganzen ist, kann ich nicht annähernd sagen. Sie ist aber wohl im allgemeinen gering. Die einzelne Schuldenlast ist natürlich selten größer als ein paar tausend Milreis, der höchste mir bekannt gewordene Betrag war 16 000 Milreis.

4. Die Vende und der Vendist.

Fast der ganze Handel im Kolonistengebiet wird von den Venden beherrscht. Die Vende — vom portugiesischen a venda — ist das Kaufhaus, wo der Kolonist sich mit beinahe allen Bedarfsgegenständen versorgt, die er nicht selber erzeugt, und wo er seine Produkte, d. h. den Kaffee, absetzt. Diese Kaufhäuser liegen, wie die Kolonistenhöfe,

---

[4] Lacmann, S. 71 ff.

vereinzelt, in der Regel natürlich an einem wichtigen Kreuzungspunkt oder doch an einem größeren Verkehrswege, häufig in der Nähe einer Kirche oder Kapelle.

Der Handel zwischen dem Vendisten und dem Kolonisten ist halber Tausch: Der Vendist liefert die Ware zumeist nicht gegen Barzahlung, sondern rechnet sie gegen den Kaffee auf, den ihm der Kolonist nach der Ernte zuführt. Es kommt vor, besonders bei mißratener Ernte oder sinkenden Kaffeepreisen, daß der Gegenwert nicht ausreicht, was dann zur Verschuldung des Kolonisten führt. Dies Borgsystem ist nicht nur für den Kolonisten (siehe den vorigen Paragraphen), sondern auch für den Vendisten insofern gefährlich, als er riskiert, daß der Kunde ihm den Kaffee überhaupt nicht liefert, sondern an anderer Stelle verkauft und den Erlös einsteckt. Italienische und brasilianische Halbpächter sollen deutsche Vendisten auf diese Weise geprellt haben.

Nicht selten wird der Vendist einem Kunden auch unmittelbar Geld vorstrecken oder eine Zahlung vermitteln. Er wird so zum Bankier der Kolonisten. — Hier und da haben sich Kolonisten an einer Vendenunternehmung mit Kapital beteiligt und zuweilen ihr Geld dabei verloren.

Die größeren Vendisten sind zugleich ihre eigenen Frachtführer: sie unterhalten Maultierzüge, die den Güterverkehr mit den Stapelplätzen vermitteln, und zwar nicht nur eigene, sondern auch fremde Ware transportieren. Der Vendist pflegt ferner als Gastwirt zu fungieren, bildet die Vende doch gewöhnlich den geselligen Mittelpunkt für die ganze Nachbarschaft. Auch als Herberge wird sie benutzt. Überhaupt ist der Vendist die Persönlichkeit, die der Kolonist in allen Nöten und Verlegenheiten zu Rate zieht. Je nach Bedarf muß der Vendist den Dolmetscher, den Rechts- und Wirtschaftsberater oder den Arzt spielen, er muß bei den Kindern seiner Kunden Pate stehen und bei dem Tode der Eltern die Vormundschaft übernehmen. Gemeindebeschlüsse unterliegen der Vorberatung in der Vende und oft entscheidender Beeinflussung durch den Vendisten. Häufig gilt sein Wort mehr als das des Pfarrers, der an sich die höchste Autorität in den Gemeinden verkörpert, und zuweilen hat der Friede der Gemeinde darunter gelitten, daß beide im Gegensatz zueinander gestanden haben.

Bei alledem sind die einzelnen Vendenbetriebe im allgemeinen recht klein. Durchschnittlich dürfte der Kundenkreis eines Vendisten 30 Familien betragen. 40 Kunden oder „Fregesen“, wie es in der Kolo-

nistensprache heißt (nach dem portugiesischen Freguéz), bedeutet schon viel. Mehr als 80—100 Kunden werden selbst die größten Vendisten nicht haben. Immerhin haben es schon manche zu einem Vermögen von 100 000 Milreis und mehr gebracht.

Die kleineren Vendisten leisten die ganze Arbeit des Betriebes, mit dem natürlich immer eine kleine Bauernwirtschaft verknüpft ist, ohne fremde Hilfe; die größeren haben — außer der Begleitmannschaft der Maultiere und außer wenigen Dienstboten — im Laden einen bis drei Angestellte, die Caxéiros.

Die besonderen Anforderungen, die an die Vendisten gestellt werden, machen es erklärlich, daß wir unter ihnen manchen Reichsdeutschen mit guter Schulbildung antreffen.

5. Der Wanderhandel.

Neben den Vendisten sind die fahrenden Händler aus dem Nachbarstaate Minas Geraes, Minéiros, zu nennen. Die einen importieren von dort her Schlachtvieh, die anderen Maultiere und Pferde; vielfach sind es Fazendéiros, Grundbesitzer, selber, die diesen Handel betreiben. Wieder andere bringen Tabak, andere Sattelzeug, und meist ist es auch in diesen Fällen der Produzent, der als Händler auftritt: auf Lasttieren führt er seine Ware mit sich, um sie an wichtigen Verkehrspunkten zur Schau zu stellen und zu verkaufen.

Dieser Wanderhandel, ein Stück altbrasilianischen Lebens, erinnert an die Urzeiten des Wirtschaftsverkehrs. Er ist jedoch im Schwinden begriffen und wird in dem Maße, wie sich die Verkehrsverhältnisse verbessern, wie insbesondere die Eisenbahn vordringt, immer mehr zurückgehen.

6. Die Maultiertruppe.

Vorderhand ist freilich noch das wichtigste Verkehrsmittel im deutschen Siedlungsgebiete das Maultier.

Der Gütertransport wird von Maultierkarawanen, Maultierzügen bewerkstelligt. Ein solcher Zug wird in der Kolonistensprache Truppe oder Troppe genannt (vom portugiesischen Tropa). Er besteht aus mehreren, gewöhnlich drei von je einem Maultiertreiber (Tropéiro) geführten Lotts (Lote) zu 10 Maultieren. Der Führer des ganzen

Zuges heißt Arriéiro. Er ist unter anderem verpflichtet, alle Tiere selbst zu beschlagen. Bei der Begleitmannschaft befindet sich in der Regel noch ein junger Bursche als Koch.

Ein Tier hat außer dem Tragsattel (Cangalhas), einem Sack Futter usw.: 8 Arrobas, 120 kg Last zu schleppen, wenn man sich auch im Einzelfalle nicht scheut, einem Tier etwa 2 Sack Mehl von je 6 Arrobas (180 kg) aufzubürden.

Täglich ist die Truppe 4—5 Stunden unterwegs im Tempo eines bequem schreitenden Fußgängers, so daß am Tage höchstens 15—20 km zurückgelegt werden. Man muß bedenken, daß das bergige Gelände und die mangelhaften Wege das Vorwärtskommen sehr erschweren. Zwar ist jeder Kolonist verpflichtet die Wegstrecke, die durch sein Gebiet führt, in Ordnung zu halten. Die vielen Regenfälle bringen es aber mit sich, daß er nicht immer dazu imstande ist. Jeder Beschreibung spottet vollends die Verfassung der meisten Wege, über die die Einheimischen zu wachen haben. Ein Hindernis rascher Fortbewegung sind auch die jedesmal zu öffnenden und zu schließenden Gatter, die Kanzellen (Cancella), die die Weiden voneinander abschließen.

Rast gemacht und abgesattelt wird bei einem Rancho, einem von Holzpfeilern getragenen Dache, einem Schuppen, welcher von vielen in die Erde gerammten Pflöcken umgeben ist, die zum Anbinden der Tiere bestimmt sind. Solche Ranchos werden — von Vendisten oder Kolonisten — an den wichtigsten Verkehrspunkten unterhalten und samt einem Weideplatze gegen Entgelt zur Verfügung gestellt.

Nachdem die Tiere besorgt, d. h. die Deckfelle losgegurtet, heruntergeworfen, in der Sonne ausgebreitet, die Last und der Tragsattel abgehoben und Verletzungen behandelt sind, nehmen die Leute ihr Mahl ein, das von dem Kochjungen inzwischen unter dem Schuppen bereitet ist: in einem Kochgeschirr, das an einem Gestell hängt, welches er in aller Eile aus einigen Stäben zurechtgemacht hat.

Wie hoch die Kosten der Maultiertransporte sind, ersehen wir am besten aus einem konkreten Beispiel:

Um von Figueira am Santa Joanna bis nach Porto do Cachoeiro und wieder zurück zu gelangen, braucht eine Truppe 9—10 Tage; sie legt eine Strecke, die einschließlich aller Umwege 80 km betragen dürfte, also sechsmal im Monat zurück. In einem Monat nun ergeben sich für ihren Unterhalt die folgenden Ausgaben:

Gehalt des Führers	80	Milreis
Gehalt der 3 Treiber	200	"
Gehalt des Kochs	20	"
Beköstigung der Leute	150	"
Mais für die Maultiere	500	"
Weidegelder	150	"
Hufbeschlag	100	"
	1200	Milreis

Dazu ist folgendes zu bemerken:

1. Ein Führer erhält im allgemeinen 60—100 Milreis Gehalt, ein Treiber 60—70 Milreis, ein Koch 20—30 Milreis.
2. Ein gut verpflegtes Maultier bekommt 6—8 l Mais den Tag. Da ein Sack Mais von 80 l 7—10 Milreis kostet, so ist es nicht hoch gerechnet, wenn wir den Tagesverbrauch von 30 Tieren an Mais mit 16—17 Milreis veranschlagen.
3. Die Ausgabe für die Beköstigung ist mit 1 Milreis pro Mann und Tag sehr niedrig angesetzt.
4. An Weidegeld zahlt eine Truppe pro Tag und Tier meist über 200 Reis. Wenn wir also hierfür nur 5 Milreis Tagesausgaben rechnen, so ist das gleichfalls sehr wenig.

Wir sehen also, daß wir es mit einer Minimalziffer zu tun haben, wenn wir als die Monatskosten des Unterhalts einer Maultiertruppe 1200 Milreis ansetzen. Dazu kommen nun noch Amortisation und Verzinsung des Anschaffungswertes der 30 Maultiere samt ihres Geschirrs. Da dieser wenigstens 10 000 Milreis ausmacht, ergibt sich dafür ein Betrag von mehr als 150 Milreis den Monat.

Wir erinnern uns, daß die Transportfähigkeit eines Maultiers 8 Arrobas, 120 kg, beträgt. Die ganze Truppe von 30 Tieren befördert demnach 240 Arrobas, 3600 kg. Um mit dieser Last sechsmal den Weg von 80 km zurückzulegen, ist nach dem Vorstehenden ein Aufwand von wenigstens 1350 Milreis erforderlich. Der Transport von 1000 kg auf einer Strecke von etwa 480 km kostet also 375 Milreis, auf einer Strecke von 1 km somit 0,8 Milreis, wir können sagen 1—1,5 Mark. — Zum Vergleich sei gesagt, was Schmoller (Grundriß II, S. 13/4) über die Kosten des Landverkehrs pro Tonne und Kilometer anführt: „Wir können sie auf 20—80 Pfennige für Mitteleuropa und seine Wege 1780—1850 ansetzen. Foville rechnet für die mittlere

Eisenbahnfracht in Frankreich 1831 12,8, 1865 4,8, 1877 4,7 Pfennige; für Deutschland setzt Engel 1844 15, 1860 7,3, Cohn 1872 5,9, 1887 4,9 Pfennige als Durchschnitt an; für die Gegenwart (1898—1900) wird man 3,6—2,4 Pfennige als Durchschnitt in Westeuropa, 2,2—1,2 für Massengüter, große Entfernungen und Ausnahmetarife annehmen können."

Der ortsübliche Frachtsatz für die Strecke Figueira — Porto do Cachoeiro ist 1 Milreis pro Arroba (6 2/3 Milreis pro Doppelzentner)[5]. Bei voller Ausnutzung der Truppe würde sich hiernach eine Roheinnahme von 240 mal 6, d. h. von 1440 Milreis pro Monat ergeben. Doch wird dieser Erlös fast nie erreicht, weil die Rückfracht geringer zu sein pflegt. Man kann also sagen, und das ist ein Erfahrungssatz unter den Vendisten in Espirito Santo: an der Truppe wird so gut wie nichts verdient. Nur, wenn der Maultiertransport ein selbständiges Gewerbe bildet, wenn also der Führer selbst dabei der Unternehmer ist, was vielfach der Fall — besonders die Mineiros widmen sich diesem Erwerbszweige —, sind die Unkosten geringer, so daß sich ein größerer Reingewinn ergibt.

7. Die Handelshäuser in Victoria und Porto do Cachoeiro.

In direkter Verbindung mit dem Auslande stehen die Vendisten, wenn überhaupt, so doch nur in beschränktem Maße. Sie beziehen ihre Waren im allgemeinen aus zweiter oder dritter Hand, sowie sie auch den Kaffeeexport nicht unmittelbar auf den Weltmarkt leiten.

Victoria und Porto do Cachoeiro sind die beiden Zugänge, durch die das deutsche Siedlungsgebiet mit dem Weltmarkt in Verbindung steht.

In Victoria existieren die folgenden größeren Handelshäuser:

Name	Nationalität	Kaffeeausfuhr von 1912 in Sack zu 60 kg
Companhia Commercial .	Belgisch-deutsch	117 726
Hard Rand & Co.	Amerikanisch	116 925
Arbuckle & Co.	"	20 500
Cruz Duarte & Co. . . .	Portug.-brasilianisch	152 189
A. Prado & Co..	Brasilianisch	28 060
Cooperativas	Jetzt bankrott	33 459
		468 859

[5] Der Frachtpreis für den Transport einer Eselslast (8 Arrobas) von Santa Teresa nach Porto do Cachoeiro (20 km) beträgt 4—6 Milreis; die Rückfracht ist billiger. Man rechnet oft per Tag und Esel 3 Milreis, wenigstens bei kürzeren Reisen.

Der ganze Kaffeehandel des nördlichen Staatsgebiets ist in der Hand dieser Firmen konzentriert, so daß sie also auch die ganze Kaffeeausfuhr der deutschen Kolonisten beherrschen. Zugleich befassen sie sich mit allen Zweigen des Importgeschäfts. Sie stehen teilweise in unmittelbarer Verbindung mit einigen der größeren Vendisten des Inlandes, zumeist bedienen sie sich aber wohl der Vermittlung der Kaufleute in Porto do Cachoeiro. Diese sind also die Händler zweiter Hand, jedoch nicht ohne Ausnahme, denn vielfach importieren sie auch direkt aus dem Ausland. Einige von ihnen arbeiten mit mehreren 100 000 Milreis Kapital. Zumeist sind sie deutscher Abstammung. Ihr Betrieb ist ein Mittelding zwischen einer Vende und einem Handelshause erster Hand. Denn sie pflegen auch sehr stark das Detailgeschäft und unterhalten Maultiertruppen für den Transport ins Innere.

Dem Frachtverkehr mit Victoria dient ausschließlich der Fluß Santa Maria, denn die Bahn, die ja nur die Hälfte des Weges durchmißt, kommt nicht in Betracht. Der Transport eines Sackes von 60 kg von Porto do Cachoeiro nach Victoria verursacht etwa folgende Kosten:

Frachtsatz	800	Reis
Steuer	100	„
Kleine Spesen . . .	100	„
	1000	Reis

Der Frachtsatz von 800 Reis für 60 kg bedeutet $13^1/_3$ Milreis für die Tonne. Da nun die Entfernung, für die er gilt, etwa 30 km beträgt, so haben wir für 1 Tonnenkilometer den Satz von 444 Reis, also von etwas mehr als $^1/_2$ Mark.

8. Der Kaffeehandel.

Von Victoria geht der Kaffee nicht etwa über Rio de Janeiro, sondern unmittelbar ins Ausland. Von den 469 000 Sack Kaffee, die im Jahre 1912 in Victoria verschifft wurden, waren

301 725	Sack	für	Neuorleans,
102 589	„	„	Neuyork,
12 176	„	„	Hamburg,
8 500	„	„	Triest,
5 150	„	„	Antwerpen,
35 659	„	„	Rio de Janeiro

bestimmt.

Wie die örtlichen Verhältnisse den Kaffeepreis beeinflussen, ergibt sich aus dem folgenden:

Am 6. Oktober 1913 z. B. wurde in Victoria für 15 kg 7 s 6 d, in Rio de Janeiro 8 s 8 d notiert. Die Differenz macht also über 1 s aus.

In Porto do Cachoeiro pflegt der Preis pro 15 kg um 300 Reis niedriger zu sein als in Victoria: entsprechend dem Frachtsatz, der, wie wir gesehen haben, etwa 250 Reis pro 15 kg beträgt. Auf der Kolonie wird der Kaffeepreis durchschnittlich um weitere 500 Reis tiefer stehen.

Was nun die Bewertung des Victoria-Kaffees auf dem Weltmarkt betrifft, so ist darüber zu sagen, daß der Santos-Kaffee im ganzen höhere Preise erzielt: in den Vereinigten Staaten werden etwa 5%, in Hamburg etwa 10% mehr bezahlt, was sich leicht damit erklärt, daß der Kaffee in Espirito Santo kleinbetrieblich gewonnen und auf sehr primitive Weise verarbeitet wird, während im Staate São Paulo der technisch meist besser ausgerüstete Großbetrieb herrscht, so daß dort ein einheitlicheres Produkt erzielt wird.

Übrigens wird in Victoria der Kaffee in eine helle und dunkle Qualität sortiert. Der helle Kaffee erzielt wegen seines angenehmen, weichen Geschmacks etwas höhere Preise.

Wie bereits erwähnt (siehe Einl.), ruht auf der Kaffeeausfuhr ein Wertzoll. Allwöchentlich wird in Rio de Janeiro der zu entrichtende Zollbetrag festgesetzt und nach Victoria telegraphiert.

9. Die Preise der Importwaren und der Landesprodukte.

Infolge der ungünstigen Verkehrsverhältnisse und der primitiven Organisation des Handels, teilweise auch infolge der hohen Einfuhrzölle und der Währungsverhältnisse sind die Preise der aus dem Auslande und den brasilianischen Südstaaten importierten Artikel sehr hoch. Aber auch die in Espirito Santo selber und im Nachbarstaate Minas Geraes für den inländischen Markt produzierte Ware ist nicht so billig, wie man es in einem Gebiet stark vorherrschender Eigenwirtschaft erwarten könnte.

Ein Hauptgrund dafür scheint mir der, daß das Geld hier im wesentlichen dazu dient, Importgüter zu kaufen, daß es also in der Hauptsache Anweisung auf Importgüter darstellt; da nun deren Preise sehr hoch stehen, da die Kaufkraft des Geldes m. a. W. den Importgütern gegenüber sehr gering ist, so ist – was sich allerdings nur

psychologisch erklärt —, seine Kaufkraft, sein Wert auch den inländischen Produkten gegenüber gering.

In der folgenden Tabelle sei eine Reihe der wichtigsten Warenpreise wiedergegeben, wie sie im Jahre 1913 festgestellt werden konnten:

Lebensmittel	Quantum	Preise in Milreis		
		Porto do Cachoeiro	Campinho	Jequitibá
Importartikel:				
Dörrfleisch	1 kg	1,2	1,3	1,4
Weizenmehl	45 kg	13,0	13,5	14,0—14,5
Reis	10 l	4,0	4,5	5,0
Raff. Zucker	1 Arroba	9,0	—	11,0
Grobes Salz	1 kg	0,1	—	—
Graupen	1 kg	—	—	2,5
Sago	1 kg	—	—	1,8
Bier	1 Flasche	1,2	—	1,2
Wein (Port. Rotwein)	50 l	43,0	—	47,0
Landesprodukte:				
Eier	2 Dutzend	—	—	1,0
Butter	1 kg	—	—	2,5
Schmalz	1 kg	—	—	1,2
Bohnen	10 l	—	—	3,0
Kartoffeln	1 Arroba	—	—	5,0
Rindfleisch	1 "	—	—	7,0
Schweinefleisch	1 "	—	—	12,0
Mais	80 l	7,0—9,0	—	8,0—10,0

Sonstige (importierte) Ware	Quantum	Preise in Milreis		
		Porto do Cachoeiro	Campinho	Jequitibá
Petroleum	40 l	18,0	20,0	21,0
Streichhölzer	10 Schachteln	—	—	0,6
Seife	1 kg	0,7	—	—
Weißzeug	20 m		—	16,0
Kattun	1 m	—	—	0,9
1 einfache Kaffeekanne	—	—	—	5,0
1 kleiner weiß emaill. Eimer	—	—	—	6,0
1 einfache Küchenlampe	—	—	—	5,0
6 einfache Stühle	—	—	—	75,0
Hufeisen	60 Stück	16,0	—	—
Zement	60 kg	8,5	—	—
1 Hacke	—	2,0—3,0	—	—

10. Das Handwerk.

Eine Durchbrechung der Eigenwirtschaft bedeutet auch die Gewerbetätigkeit der Handwerker, die allerdings immer nebenbei einen kleinbäuerlichen Betrieb bewirtschaften, so daß sie ihren wichtigsten Lebensmittelbedarf selber decken können. Es sind überdies nur wenige Handwerkszweige vertreten.

An erster Stelle ist die Sattlerei zu nennen, die in einem Lande, wo auch der ärmste Bauer sein Reittier hat, wo alle Reisen auf Maultiers- und Pferderücken unternommen werden, von besonderer Wichtigkeit ist. Die Schuhmacherei pflegt mit der Sattlerei vereinigt zu sein; der Bedarf an Schuhwerk ist freilich gering, da die Kinder durchweg barfuß gehen, und auch die Erwachsenen Schuhe fast nur an Festtagen tragen und höchstens noch beim Reiten, nicht aber bei der Arbeit. Ferner finden wir den Schmied und den Klempner vertreten.

Schneider, Bäcker, Fleischer, Müller wird man dagegen vergebens suchen. Denn das Mehl wird importiert, während Schlachten, Backen und Schneidern zur hauswirtschaftlichen Tätigkeit gehören. Auch der Tischler ist ziemlich entbehrlich, da nur eingeführte oder selbstverfertigte Möbel benutzt werden. Zwar gibt es einige Tischler, doch sind sie Lohnwerker, d. h. sie arbeiten im Hause ihrer Kunden.

Als besondere Gewerbezweige wären noch die Brauerei und die Schnapsbrennerei anzuführen. Es handelt sich dabei natürlich nur um winzige Betriebe[6]. Im Tieflande finden wir sogar Apotheken, was sich mit dem Arzneibedürfnis der einheimischen Bevölkerung erklärt, die dem Aberglauben und der Kurpfuscherei in so hohem Grade zugänglich ist.

11. Schlußbemerkung.

Im ganzen ist die Verkehrswirtschaft im deutschen Siedlungsgebiet von Espirito Santo noch so wenig entwickelt, daß sie das Leben der Kolonisten nur an der Oberfläche berührt.

Ein Sinken der Kaffeepreise, das für den Staat und die städtische Bevölkerung verhängnisvoll werden kann, hat daher, wie schon angedeutet wurde, für den Kolonisten nur geringe Tragweite. Es bedeutet

[6] Die übrigens durchweg nicht von Deutschen betrieben werden.

für ihn eigentlich nur eine Schmälerung in der Befriedigung seiner Luxusbedürfnisse. Höchstens wäre ein Teil, aber nur ein kleiner Teil der von draußen bezogenen Nahrungsmittel als unentbehrlich zu bezeichnen. Die Kleidung, zu der die Stoffe fertig gekauft werden müssen, erfordert trotz der verhältnismäßig hohen Preise, die für diese bestehen, nur geringe Ausgaben. Das zeigt uns eine Betrachtung der Haushaltungsbudgets, der wir uns jetzt zuwenden.



Dritter Abschnitt.

Die Lebensweise.



Siebentes Kapitel.

Die äußere Lebenshaltung.

1. Das Haushaltungsbudget.

Eine Kolonistenfamilie von 8—10 Köpfen gibt durchschnittlich wohl 600—800 Milreis im Jahre aus, einen Betrag also, der dem Erlös aus dem Verkauf von 150 Arrobas Kaffee entsprechen würde[1]. Manche ebenso große Familien müssen zwar mit weniger als 500 Milreis, einzelne sogar mit 300 Milreis auskommen; dafür gibt es aber auch solche, die jährlich über 1000, ja über 2000 Milreis verzehren.

Die Ausgaben einer gut lebenden Kolonistenfamilie mit sechs Kindern setzen sich etwa wie folgt zusammen:

Kleider	250	Milreis
Schuhzeug	50	„
Dörrfleisch (5—$7^1/_2$ kg pro Woche) .	300	„
Zucker ($1^1/_2$—2 kg pro Woche) . .	50	„
Weizenmehl (6 Sack pro Jahr) . . .	80	„
Salz (2 Sack pro Jahr)	15	„
Petroleum (20 l pro Jahr)	10	„
Werkzeuge (1 Axt, 2 Hebel, 2 Hacken)	15	„
Beiträge für Schule und Kirche . .	40[2]	„
Tabak, Branntwein, Bier, Reis, Sattelzeug, Luxusgegenstände . .	190	„
	1000	Milreis

[1] Vgl. Kap. IV, 3 und Kap. VI, 8.

[2] In Santa Leopoldina zum Beispiel ist der jährliche allgemeine Kirchenbeitrag 16 Milreis. Dazu kommen:

Schulgeld für ein Kind	6	Milreis
Gebühren für Amtshandlungen, sie betragen durchschnittlich pro Jahr und Familie.	10	„
Maislieferung an den Pfarrer oder	1	„

Überdies Beiträge für Bauten.

Wenn nur 600 Milreis jährlich zur Verfügung stehen, dann verteilen sich die Ausgaben etwa wie folgt:

Kleidung	200 Milreis
Lebensmittel	300 „
Werkzeuge, Luxusartikel usw. . . .	100 „
	600 Milreis

Dazu kommen die in Geld nicht zu bestimmenden Erzeugnisse der Eigenwirtschaft.

Über die Einnahmen der evangelischen Pfarrer sei hier beiläufig Folgendes erwähnt:

Außer den Akzidentien, die dem Pfarrer zufließen, erhält er aus der Gemeindekasse in Santa Leopoldina, Jequitibá, Kalifornien ein Gehalt von 2500 Milreis, in Campinho ein solches von 3000 Milreis. Dazu bekommt er vom Oberkirchenrat einen Zuschuß, der so bemessen ist, daß sich im ganzen ein Gehalt von 5000 Mark ergibt. Hinzuzurechnen ist nun noch, daß ihm von der Gemeinde Haus und Hof frei zur Verfügung gestellt werden, und daß ihm von den Kolonisten der Mais für seine Reittiere geliefert wird.

In Santa Joanna beläuft sich das Pfarrergehalt auf 2000 Milreis. Diese Einnahme erhöht sich nur noch um die Gebühren, die der Pfarrer für seine Amtshandlungen erhebt. Da die Gemeinde dem Oberkirchenrat nicht angeschlossen ist, tritt kein weiterer Zuschuß hinzu.

Dasselbe gilt von Santa Maria. Die Einnahmen aus einer Reihe von Filialgemeinden sind aber hier noch mitzuzählen.

2. Die Wohnung.

Im Gegensatz zu den kümmerlichen und schmutzigen Behausungen der brasilianischen Landbevölkerung machen die Wohnungen der deutschen Kolonisten, die ihre alten Wohnsitten zumeist in die neue Heimat verpflanzt haben, den freundlichsten und saubersten Eindruck. Den Deutschen in dieser Beziehung überlegen sind höchstens einzelne Schweizer. Der Italiener dagegen legt auf das Äußere und Innere der Wohnung viel weniger Wert.

Wenn man sich einem deutschen Kolonistenhofe nähert, so begrüßt einen ein liebliches, höchst malerisches Idyll. Ein blendend weißes Häuschen mit blauen Türen und Fensterverkleidungen und mit blitzenden Scheiben, meist von einer kleinen Veranda umgeben, hebt

sich scharf und weithin sichtbar vom hellen Wiesengrunde oder vom dunklen Urwald ab. Es beherrscht so vollständig das Bild, daß die schmucklosen, in Rohholz, gleichsam in Arbeitstracht dastehenden Nebenbauten, die Küche, der Mais- und der Kaffeeschuppen, der Hühnerstall und die Schweinebucht, dem immer wie im Festgewande sauber sich darbietenden Wohnhäuschen nur als Folie dienen.

Seine einfachen Linien werden dem Auge teilweise verhüllt durch die üppige Vegetation des Vorgartens, wo sich das leuchtende Grün der Bananenstaude mit der Blütenherrlichkeit der Obstbäume, das düstere Grünbraun des Schattenbaumes mit der Farbenpracht der fast stets blühenden Rosen vermählt. Welch hohen Grad der Gesittung bringt das Interesse und die Mühewaltung für die Zierpflanzen zum Ausdruck! Es gibt Kolonistenfrauen, die bei all ihrer Arbeit sogar Zeit finden, Orchideen — die allerdings dort heimisch sind — zu ziehen.

Auf der Wiese grasen Kühe und Maultiere zu beiden Seiten eines lustigen Bächleins, das Trink- und Waschwasser und Antriebskraft für die Mascholle und die Mais- und Manniokmühle spendet.

Steigt man die Treppe hinan, die zu der drei bis vier Fuß breiten Veranda führt, welche an der Längsseite des Hauses liegt und von einer flacheren Fortbildung des Daches bedeckt ist, und tritt man nun ins Innere der Wohnung, so fühlt man sich freilich ein wenig enttäuscht. Zunächst gelangt man in einen größeren Raum, die gute Stube, die als Wohnzimmer dient.

Ihr Mobiliar, im Hause selber verfertigt, ist dürftig: ein Tisch, eine oder zwei Holzbänke, eine oder zwei Truhen für Wäsche, Geld und Dokumente, eine Wanduhr, eine Nähmaschine, oft auch mehrere – je nach der Zahl der heiratsfähigen Töchter —, das ist gewöhnlich die ganze Einrichtung neben einem sehr naiven Wandschmuck; selbst bei den Protestanten findet man Heiligenbilder und Himmelsbriefe neben Reklameschildern, eingerahmten Konfirmationsscheinen und Photographien. Auf einer dieser Photographien konnte der Besucher einen Bräutigam mit einwärts gedrehten Füßen und Händen würdevoll neben seiner Braut stehen sehen. Die Decke ist zuweilen gekalkt, ganz selten geölt, meist aber bleibt sie in rohem Zustande, wie auch der Fußboden, der jedoch samt den Möbeln blank gescheuert zu sein pflegt. In den Häusern nur sehr wohlhabender Kolonisten findet man zuweilen als kostbares Schaustück einen Glasschrank zur Aufstellung

des Geschirrs. Auch die Petroleumlampe trifft man nur bei wenigen Auserwählten an; zur Beleuchtung dient im allgemeinen eine Ölfunzel aus Blech, oft sogar lediglich eine Flasche, die mit einem Korken verschlossen ist, durch den ein Docht gezogen ist. Merkwürdig mutet es einen bei alledem an, daß das Grammophon sich bereits in manchen Häusern einen Platz erobert hat: es kann dem einsamen Reisenden zu seiner größten Verwunderung passieren, daß ihm plötzlich aus irgendeinem stillen Winkel des Urwalds ein ganz moderner Operettentext schmetternd entgegentönt.

Während die gute Stube die eine Hälfte des Hauses einnimmt, teilen sich zwei Schlafkammern in die andere Hälfte.

In jeder befinden sich etwa zwei Betten. Im ehelichen Schlafgemach schlafen Mann und Frau oft mit den beiden jüngsten Kindern in dem einen Bett, während das andere Bett zuweilen drei bis vier Kinder aufnehmen muß. Die zweite Schlafkammer ist meist für die größeren Mädchen bestimmt.

Die größeren Knaben müssen vielfach mit dem Bodenraum fürlieb nehmen, wo ihnen als Lager meist der „Esel" dient (zwei mit Leisten verbundene und mit einem Tuch überspannte Kreuze); im Tieflande tritt an dessen Stelle oft eine einfache Binsenmatte.

Merkwürdigerweise sind die Betten dem milden Klima nicht angepaßt worden. Man ruht auf einem mit gezupftem Maisstroh gefüllten Unterbett, während sogar im Sommer und selbst hier und da im Tieflande ein dickes Federbett — wie in Pommern — als Decke dient. Die dunklen, buntgewürfelten Bezüge werden nur zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten gewaschen. Ein jeder legt sich in voller Tageskleidung schlafen; höchstens, daß sich die Frauen eines der mehreren Röcke und die Männer der oberen Beinkleider entledigen. Freilich pflegt man die Kleidung schon vorher, nach der Tagesarbeit, zu wechseln, und die Füße, die für gewöhnlich, insbesondere während der Arbeit, unbeschuht sind, werden vor dem Zubettgehen lauwarm gewaschen.

Außer den Betten ist das einzige Möbelstück der Schlafkammer ein Spiegel; ein Waschtisch ist überflüssig, da draußen der Bach seine Stelle vertritt. Der Kleiderschrank wird durch Holz- oder Eisennägel ersetzt.

Die Küche — mit Fußboden aus gestampftem Lehm — liegt neben dem Hause. Der Ofen ist meist ein offener Herd, eine einfache aus Steinen (die mit Lehm zusammengefügt sind) gebildete Rinne, über welcher sich in Augenhöhe eine mit Draht oder Lianen am Deckbalken

befestigte Tragstange befindet, woran die Kochgefäße mittels eines Doppelhakens hängen. Der Deckbalken dient auch zum Aufhängen von Speck usw., so daß die Küche gleichzeitig Räucherkammer ist. Vielfach werden in der Küche auch die Mahlzeiten eingenommen. Bei manchen Kolonisten findet man statt des offenen Herdes einen aus Back- oder Feldsteinen gemauerten Ofen mit Schornstein und Ofenplatte. Ein besonderer Backofen darf natürlich nirgends fehlen. Im Tieflande habe ich gesehen, wie ein Termitenhaufen dazu ausgebaut war, was der Merkwürdigkeit halber erwähnt sei.

Das etwa ist das typische Bild eines deutschen Kolonistenhauses. Die individuellen Unterschiede sind recht gering, wenn man von jungen Ansiedlungen absieht, wo für eine einigermaßen behagliche Ausstattung der Wohnung weder Geld noch Zeit übrig ist. Im Hochlande kommt es nur selten, im Tieflande schon häufiger vor, daß auch ältere Höfe von der Norm erheblich nach unten abweichen. Fensterscheiben betrachtet man im warmen Tieflande als überflüssigen Luxus.

3. Die Kleidung.

Arbeitskleidung der Männer im Hochlande: Hose mit Bauchriemen und Bluse, Unterhosen und Hemd, keine Schuhe und Strümpfe; im Tieflande nur Hose und Bluse.

Arbeitskleidung der Frauen und Mädchen im Hochlande: ein oder mehrere Röcke, ein oder mehrere Jacken, Hemd, Schürze, Kopftuch, weder Hosen noch Schuh und Strümpfe; im Tieflande: Jacke, Rock, Hemd, Unterrock, Schürze, Kopftuch.

Sonntagskleidung: Die ersten Schuhe und Strümpfe bekommen die Kinder zur Konfirmation; die Mädchen oft Lackschuh und weiße Strümpfe, dazu ein weißes Kleid mit vielen Spitzen sowie roten und blauen Schleifen, als Halsschmuck eine bunte Glasperlenkette. Die Knaben erhalten außer Schuhen und Strümpfen einen schwarzen Anzug, Gurt und Filzhut.

Das Festkleid der Erwachsenen ist der Hochzeitsanzug. Die Braut trägt oft statt eines weißen ein schwarzes Kleid. Mit einem Schleier schmücken sich die Bräute nur bei den Sachsen und Schweizern. An der Hand tragen sie gerne Silberringe. Der Trauanzug der Männer unterscheidet sich nicht wesentlich vom Konfirmationsanzug, nur daß jetzt auf einen schönverzierten Gurt viel Wert gelegt wird.

4. Die Ernährung.

Die Mahlzeiten sind die folgenden: Vor der Arbeit, zwischen 6 und 7 Uhr, gibt es Kaffee und Brot mit Butter oder Schmalz. Wenige Stunden später wird ein zweites Frühstück eingenommen, das aus Kaffee und Brot, gekochtem oder gebratenem Fleisch und Eiern besteht. Zum Mittagessen, der Hauptmahlzeit, gibt es Fleisch, Knollenfrüchte, Reis, Gemüse, insbesondere Kohl, und außerdem Brot oder Bohnen und Maniokmehl. Abends, zwischen 7 und 8 Uhr, hat man wieder Kaffee, Brot und Eier. Im übrigen werden die Reste des Mittagessens verzehrt. Sonntags ist das Menü etwas mannigfaltiger. Geflügel, Hühnerbrühe, Pfirsich- oder Milchsuppe kommen auf den Tisch. Im einzelnen ist nun über die Nahrungsmittel Verschiedenes zu sagen:

1. Fleisch wird recht viel, wie wir gesehen haben, täglich zwei- bis dreimal, genossen. In der Hauptsache wird Rind-, Schweine- und Geflügelfleisch konsumiert (s. Kapitel IV, 8). Eine Familie von acht bis zehn Kindern schlachtet alle 4—8 Wochen ein Schwein, das in Salz, selten in Fett konserviert wird. Ab und zu, aber nicht alle Jahre, wird ein Rind geschlachtet. Das Fleisch wird, wenn man es nicht mit Schweinefleisch vermischt zu Wurst verarbeitet, entweder eingepökelt oder als Dörrfleisch aufbewahrt. Zumeist wird das Dörrfleisch (Carne secca) importiert. Der Konsum hiervon ist am größten in den Gebieten mit geringer Viehzucht, in Campinho und Santa Leopoldina. Dörrfleisch, das für eine Europäerzunge im allgemeinen kein Leckerbissen ist (wenigstens in der brasilianischen Zubereitung), gilt auch dem im Lande geborenen Kolonisten in der Regel als ein Surrogat, mit dem er nur vorlieb nimmt, wenn kein anderes Fleisch zu haben ist.

Im Tieflande werden ziemlich viel Flußfische gefangen und durch Dörren und Räuchern konserviert. Eier, Käse und Butter — das sei noch hervorgehoben — spielen bei der Ernährung der Kolonisten eine große Rolle.

2. Brot wird zu allen Mahlzeiten — teilweise mit Butter oder Schmalz — in großen Mengen gegessen. Im allgemeinen wird Maisbrot konsumiert (Kapital IV, 5), in das man zerriebene Cara oder Batate und ferner ein wenig Weizenmehl hineinzubacken pflegt. Es ist ein sehr dichtes, an die Verdauungskraft große Anforderungen stellendes Gebäck. Ähnliches ist vom Weizenbrot der Kolonisten zu sagen,

dem viele Eier zugesetzt werden. Der Genuß von Weizenbrot gilt als Luxus. Nur an Festtagen kommt es daher auf den Tisch. Eine wohlhabende Kolonistenfrau, die mir von ihren Zukunftsplänen erzählte, meinte, wenn ihre Kinder erst alle versorgt seien, würde sie nur noch Weizenbrot essen. — Roggenbrot ist nicht bekannt.

Besondere Erwähnung verdient ein schiffszwiebackähnliches Gebäck, Roske genannt (vom portugiesischen Rosca, d. h. Kringel), das für die Kolonisten oft tagelang das einzige Nahrungsmittel ist, wenn sie sich auf die Jagd begeben oder in anderer Weise fern von ihren Wohnungen tätig sind.

3. Schwarze Bohnen mit Farinha, d. h. Maniokmehl (Kapitel IV, 6, 7), das brasilianische Nationalgericht, ist auch für den deutschen Kolonisten eine fast tägliche Speise geworden. Den jungen Ansiedlern, die zum Brotbacken und Schlachten noch nicht kommen, bedeutet es überhaupt beinahe das einzige Nahrungsmittel.

4. Von den Knollenfrüchten ist am beliebtesten nach der Kartoffel, die aber fast gar nicht gezogen wird, die süße Maniokwurzel (Aipim); sie hat mit jener auch im Geschmack die größte Ähnlichkeit. Hierauf kommt dem Grade der Wertschätzung nach die weiße Taja, dann die gelbe, dann die Batata: die „süße Kartoffel", an die sich noch nicht alle Kolonisten gewöhnt haben.

5. Reis wird häufig gegessen. Er wird größtenteils importiert (Kapitel IV, 7).

6. Gemüse wird längst nicht in solchen Mengen angebaut, als es, wenigstens im Hochlande, möglich wäre, wohl hauptsächlich deswegen, weil die Leute die Zubereitung nicht verstehen. Im Hochlande wird nur viel Kohl konsumiert, besonders Weißkohl, weniger Rot- und Wirsingkohl. Im übrigen kennt der Kolonist nicht viel mehr als die folgenden Gemüsearten: Steckrüben, rote Beete, Kopfsalat, Kürbis, Gurke, Xuchu (Kapitel IV, 7). Im Tieflande hat man noch weniger Gemüse als im Hochlande.

7. Bananen werden, wenn nicht roh verzehrt, in verschiedener Form zubereitet. Bestimmte Sorten eignen sich besonders dazu, mit der Schale gekocht zu werden. Neben diesen Kochbananen gibt es die Bratbananen, die geschält und in Fett geschmort werden; mit braunem Zucker überstreut geben sie eine schmackhafte Nachspeise.

8. Auf Obst wird sonst wenig Wert gelegt. In Betracht kommt hauptsächlich die Pomeranze (Laranja) und die Pflaume (Ameixa).

Im Backofen gedörrte Pfirsiche werden als Kompott gegessen. Pfirsichsuppen mit Mehlklößen sind ein beliebtes Gericht.

9. Kaffee ist das Hauptgetränk. Tee und Wein werden so gut wie gar nicht genossen. Der Bier- und Schnapskonsum ist dagegen beträchtlich. Milch wird wenig getrunken; nur dicke Milch wird im Tieflande sehr geschätzt.

Wir sehen, daß dem Kolonisten im ganzen eine recht kräftige Kost zur Verfügung steht. Allerdings ist sie ziemlich eintönig, weil die Zubereitung sehr einfach und wenig würzig zu sein pflegt. Vor allem läßt man es auch an der täglichen Abwechselung fehlen.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Gepflogenheiten beim Einnehmen der Mahlzeiten ebenso schlicht sind wie die Kost selbst. Die Abneigung, mit den Tischnachbarn aus ein- und demselben Gefäße zu trinken oder zu essen, besteht noch nicht. Anderseits ist mir aufgefallen, daß der Gebrauch des Tischtuches ziemlich verbreitet ist. Selbst arme Kolonisten leisten sich zuweilen diesen Luxus, und zwar nicht nur zu Ehren des Gastes.

Alles in allem finden wir, daß die Kolonisten, wie in Kleidung und Wohnung, so auch bei der Ernährung die Gewohnheiten der alten Heimat möglichst beibehalten haben.

5. Die Hochzeitssitten.

Auch die Feste werden im allgemeinen nach alter Weise gefeiert. Bei den Hochzeiten hat sich das Bild freilich insofern geändert, als in Espirito Santo der Weg zur Kirche ganz allgemein, von Männern wie Frauen, im Sattel zurückgelegt wird. „Auf geschmückten Maultieren oder Pferden reiten die Brautleute zur Kirche, gefolgt von den Brautführern und Brautjungfern, die hin und wieder auf dem Wege im Chor ein helles oder dröhnendes Jauchzen anheben, das weithin über Wald und Weide dringt und den Brautzug schon von ferne meldet. Der Hochzeitsbitter ist der vorderste; oft schwingt er eine bekränzte Flagge in der Hand. Er ist's, der die Gäste alle einlud. Den Hut mit bunten Bändern geschmückt, so war er auf bekränztem Tiere ausgezogen. Wo er jemanden einzuladen hat, da tritt er, nachdem er vielleicht durch das landesübliche Händeklatschen vor dem Hause seine Anwesenheit gemeldet hat, unaufgefordert ins Zimmer hinein, geht im Kreise umher und bringt dabei seinen Auftrag in Reimen an. Dann läßt er sich auch wohl stärken, wenn man ihn nicht vorher schon zu sehr gestärkt

hatte; doch pflegen sich die jungen Leute, die das Amt des Hochzeitsbitters übernommen, der Wichtigkeit und Würde desselben entsprechend zu verhalten. Ist eine weibliche Person eingeladen, so nimmt sie alsbald ein schönes buntes Kopftuch und steckt's dem Hochzeitsbitter mit einem Zipfel auf einer Schulter fest, daß es lang über dem Rücken hängt. Mit seinem schwarzen buntbebänderten Schlapphut und der Menge vielfarbiger Tücher auf bekränztem Maultier sitzend, sieht der junge Bursche in der Tat malerisch aus[3]."

Der sich an die kirchliche Trauung anschließende Schmaus mit nachfolgendem Tanz findet im Elternhause der Braut statt, das zur Feier des Tages mit Palmiten und Blumen reich geschmückt wird. Zwischendurch wird nach brasilianischer Sitte am hellen Tage ein lebhaftes Raketenfeuer veranstaltet, das die auf dem Hofe angebundenen Reittiere natürlich in die größte Aufregung bringt.

Die Gründung einer Familie bedeutet im allgemeinen auch die Gründung eines neuen Kolonistenhofes. Gewöhnlich erhalten die Söhne schon im Kindesalter ihr Land, das die Familie alsbald langsam zu bearbeiten beginnt. Es kommt auch vor, daß der Vater dem erwachsenen Sohne eine vollständig eingerichtete Kolonie kauft. Jedenfalls betrachtet man es als eine der wichtigsten Elternpflichten, die Söhne mit Land auszustatten. Die Frau bringt in die Ehe als Mitgift außer ihrer Arbeitskraft (die für den Kolonisten die Hauptsache ist) gewöhnlich eine Kuh, welche schon als Kalb ihr zugesprochen war, zuweilen sogar auch ein Pferd samt Sattel oder doch den Sattel allein, ferner ein Federbett, eine Truhe mit Kleidung und Wäsche, eine Nähmaschine, Küchengerät und Geschirr. Bargeld dagegen geben nur sehr wohlhabende Kolonisten ihren Töchtern mit.

6. Begräbnisbräuche.

Zu den Eigentümlichkeiten, die das Landschaftsbild des deutschen Siedlungsgebiets kennzeichnen, zählen die vielen kleinen Friedhöfe, die malerisch inmitten des schweigenden Urwaldes liegen. Ihre große Zahl ist die natürliche Folge der Siedlungsweise, der großen Entfernung der Gehöfte voneinander.

Die Bestattung pflegt einen Tag nach dem Eintritt des Todes zu erfolgen; im Sommer muß sie der Hitze wegen oft noch mehr be-

[3] Wernicke, a. a. O. S. 129, 130.

schleunigt werden. Der Tote wird in seinen Festtagskleidern in den Sarg gelegt, der übrigens erst geschlossen wird, nachdem der Pfarrer die Andacht gehalten hat und die Leidtragenden an den Verstorbenen herangetreten sind, um ihm zum letzten Male die Hand zu drücken.

Wie sich der Leichenzug – voran der rohgezimmerte Sarg, den Angehörige oder Freunde des Toten auf den Schultern tragen – den schmalen Saumpfad entlang, von den Baumriesen des dunklen Waldes gewaltig überragt, zur letzten Ruhestätte hin bewegt, gehört zu den eindrucksvollsten Szenen des Kolonistenlebens.

Achtes Kapitel.

Die gesundheitlichen Verhältnisse.

1. Der Gesundheitszustand einst und jetzt.

Für die ältere Zeit liefert uns ein einigermaßen brauchbares Material über den Gesundheitszustand das Kirchenbuch von Campinho. Zunächst sehen wir, daß bis zum Jahre 1860 auf 73 Geburten 34 Todesfälle, im Jahrzehnt 1901/10 dagegen auf 731 Geburten nur 127 Todesfälle kamen (s. Kapitel III, 2). Früher räumten Malaria, Gelbes Fieber, Typhus, Dysenterie, Wurmkrankheit (Opilação) unter den Ansiedlern auf. Viele Frauen starben im Wochenbett. Schlangenbisse und Unglücksfälle beim Waldschlag kamen als Todesursache hinzu.

Die so günstige Verschiebung des Verhältnisses zwischen Geburten und Sterbefällen erklärt sich teilweise damit, daß sich die wirtschaftlichen Verhältnisse gebessert haben, die Entbehrungen geringer und die Arbeit leichter geworden, teilweise wohl auch damit, daß mit dem Zurücktreten der Wälder das Klima an Feuchtigkeit verloren hat, während die Mücken und sonstiges krankheitübertragendes Ungeziefer mehr und mehr verschwunden sind. Die zunehmende Anpassung an das Klima und die übrigen Verhältnisse wird auch wesentlich dabei mitgespielt haben: die im Lande Geborenen sind, wie man annehmen muß, weniger empfindlich gegen gewisse schädliche Einflüsse. Man braucht nur darauf hinzuweisen, wie schwer es den ersten Kolonisten gefallen ist, sich an das brasilianische Nationalgericht, Bohnen mit Maniokmehl, zu gewöhnen.

Heute kann man die populationistischen Verhältnisse im Hochland von Espirito Santo als etwas Außerordentliches bezeichnen. Denn wo sonst in der Welt verhalten sich die Geburten zu den Sterbefällen wie 6:1, wo sonst ist die Sterbeziffer nicht höher als 8 bei einer Geburtenziffer von $48^0/_{00}$?

2. Die Sterblichkeit der einzelnen Altersklassen.

Wie sich die Sterbefälle auf die einzelnen Altersklassen verteilen, ersehen wir aus der folgenden Tabelle:

Absolute Zahlen. — Jahrzehnt 1901—1910.

Es starben im Alter von:	Campinho[1] Personen	S. Leopoldina Personen	Jequitibá Personen	Kalifornien Personen
unter 1 Jahr	20	14	63	31
1—10 Jahren	13	11	62	38
11—60 „	49	29	104	33
über 60 „	43	28	77	35
	125 (127)	82 (83)	306 (308)	137 (137)

Die in Klammern unter die Summen gesetzten Zahlen sind die vollen Sterbeziffern (vgl. Kapitel III, 2); daß in der vorstehenden Tabelle die Zahl nicht vollständig ist, kommt daher, daß hier und da das Geburtsjahr in den Kirchenbüchern nicht vermerkt war, so daß die betreffenden Sterbefälle außer acht gelassen werden mußten. Überhaupt sind die Angaben schwerlich ganz so zuverlässig, wie es wohl zu wünschen wäre, so daß auch die folgende Berechnung nur bedingten Wert hat.

Prozentuale Zahlen. — Jahrzehnt 1901—1910.

Von 100 Gestorbenen standen im Alter von	Campinho	S. Leopoldina	Jequitibá	Kalifornien
unter 1 Jahr	16,0	17,1	20,6	22,6
1—10 Jahren	10,4	13,4	20,3	27,7
11—60 „	39,2	35,4	34,0	24,1
über 60 „	34,4	34,1	25,2	25,6
	100,0	100,0	100,0	100,0

[1] Hier außerdem 17 Totgeburten, soweit festgestellt.

Durchschnittlich sind im Hochlande von Espirito Santo 20% aller Gestorbenen Kinder unter einem Jahre. Für Deutschland lautete diese Zahl 1912 — um dieses Jahr herauszugreifen — 27%. Der Vergleich fällt noch weit mehr zugunsten von Espirito Santo aus, wenn wir das Verhältnis zu der Geburtenzahl betrachten:

Jahrzehnt 1901—1910.

	Sterbefälle der Kinder unter 1 Jahr	Geburten	Prozentuales Verhältnis beider Zahlenreihen
Campinho	20	731	2,7
Santa Leopoldina	14	497	2,8
Jequitibá	63	1343	4,7
Kalifornien	31	734	4,2

In Deutschland kommen auf 100 Lebendgeborene 15—20 im ersten Lebensjahr Gestorbene. Man vergegenwärtige sich, was dieser Unterschied bedeutet! Es ist einem fast, als ob man es mit ganz anders organisierten Lebewesen zu tun hätte. Oder trügen die Zahlen? Aber selbst wenn wir für Espirito Santo 5% statt 2,7 bis 4,2% annehmen, was jedoch sicher viel zu hoch gegriffen ist, so wäre das eine erstaunlich geringe Zahl.

Wenn wir die Reihenfolge der Gemeinden hinsichtlich der Säuglingssterblichkeit betrachten, so fällt uns auf, daß diese Reihenfolge genau der Höhenlage entspricht: Die höchstgelegene Gemeinde, Jequitibá, hat auch die größte Säuglingssterblichkeit, dann folgt der Höhe wie der Säuglingssterblichkeit nach Kalifornien, dann Santa Leopoldina, dann Campinho. Ich wage es freilich nicht, die angeführten Zahlen als Beweis dafür hinzustellen, daß die Sterbenswahrscheinlichkeit der kleinen Kinder — sei es auch nur innerhalb gewisser Grenzen — mit der Höhe zunimmt, wenngleich mir gesagt wird, daß die starken Temperaturschwankungen im Hochland für die Gesundheit der Säuglinge sehr nachteilig seien.

Verhältnismäßig groß ist in Espirito Santo die Sterblichkeit der Kinder von 1—10 Jahren; und zwar ist, wie wir hinzusetzen müssen, das zweite bis fünfte Lebensjahr am meisten gefährdet. Kinder im schulpflichtigen Alter sterben sehr selten. In Deutschland beträgt die Sterblichkeit der Kinder von 1—10 Jahren etwa 10% der gesamten

Sterblichkeit, also ungefähr 6 % der Geburtenzahl, in Espirito Santo hingegen etwa 20 % der gesamten Sterblichkeit, was allerdings hier nur 3—4 % der Geburtenzahl ausmacht.

Daß die Kolonisten im Durchschnitt ein hohes Alter erreichen, geht schon aus der geringen Gesamtsterbeziffer hervor. Zwar haben in Espirito Santo, wie in Deutschland, nur 30 % der Gestorbenen ein Alter von über 60 Jahre erreicht; da aber in Espirito Santo die höheren Altersklassen bei der großen Geburtenzahl viel schwächer besetzt sind, als in Deutschland, so bedeutet das, daß dort verhältnismäßig mehr Leute das Greisenalter erreichen, als bei uns. Ich habe eine ganze Reihe von Kolonisten kennen gelernt, die sich mit 70 und 80 Jahren großer Rüstigkeit erfreuten.

3. Die Krankheiten.

Von ärztlicher Seite liegen hierüber leider keine Mitteilungen vor, so daß wir uns mit den Angaben der Pfarrer begnügen müssen[2].

Als die häufigste Ursache der Säuglingssterblichkeit finden wir in den Kirchenbüchern „Krämpfe“ und „Brechdurchfall“ verzeichnet. Man wundert sich, daß der Brechdurchfall im ganzen nur wenig Opfer fordert, wenn man sieht, daß schon kleine Kinder von drei, vier Monaten oft statt Milch zwar kein Fleisch, aber Bohnen, Nudelsuppe, Kaffee bekommen. Oder sollte das die richtige Diät sein? Ein übler Brauch ist der, daß man selbst den kleinsten Kindern, um sie einzuschläfern, Schnaps verabreicht[3]: zuweilen vielleicht eine Ursache der Krämpfe. Auch Keuchhusten unter den Kindern kommt oft vor. Diphtheritis dagegen tritt, wenn überhaupt, nur sehr selten auf. Im übrigen läßt sich folgendes beobachten:

Obwohl die brasilianische Bevölkerung in Espirito Santo von Zeit zu Zeit unter schweren Epidemien zu leiden gehabt hat[4], sind die deutschen Kolonisten, zumal die des Hochlandes, wenig davon betroffen worden. Im Jahre 1894/1895 z. B. trat das Gelbe Fieber in Victoria und Porto do Cachoeiro auf. Manche der in diesen Städten wohnenden Europäer fielen der Epidemie zum Opfer, die Kolonisten blieben aber mit wenigen Ausnahmen verschont. Bald darauf suchte die Cholera

---

[2] Die folgenden Bemerkungen darüber haben daher nur sehr bedingten Wert.

[3] Von kompetenter Seite nachträglich bestritten.

[4] Mensagem do Presidente vom 17. September 1895, S. 6 ff.

Cachoeiro do Itapimirim und überhaupt den ganzen Süden des Staates heim, drang aber nicht in das deutsche Siedlungsgebiet vor. Um dieselbe Zeit wüteten, besonders in der Hauptstadt, überdies die Pocken. Die Seuche griff auch in die deutschen Kolonien hinüber, forderte hier aber wenig Menschenleben. Es ist mir nicht bekannt geworden, ob damals schon die Pfarrer Impfungen vorgenommen haben: jedenfalls haben sie das vor einigen Jahren mit Erfolg getan, als die Pockengefahr wieder auftauchte.

Als endemische Tropenkrankheiten des deutschen Siedlungsgebiets von Espirito Santo kann man Malaria und Dysenterie bezeichnen. Sie treten aber fast ausschließlich in den Niederungen auf. Auch schwere Herzleiden kommen namentlich im Tieflande vor: einerseits wohl als Folge von Fieberkrankheiten, anderseits hervorgerufen durch Überanstrengungen, zu denen bei dem warmen, feuchten Klima die Landarbeit leicht führt. Die häufigsten Todesursachen sind im übrigen, und zwar sowohl im Hoch- wie im Tiefland, Typhus, Krebs, Kindbettfieber. Schließlich wäre noch zu erwähnen, daß mancher Todesfall durch Schlangenbiß herbeigeführt wird. Bei der großen Zahl der in Espirito Santo heimischen Giftschlangen — am bekanntesten ist eine Art Klapperschlange, die Surucucu — ist der Schlangenbiß keine Seltenheit, zumal die Kolonisten meist barfuß gehen. In der Mehrzahl der Fälle vermag man aber den Gebissenen zu retten.

Schwindsucht soll unter den Kolonisten sehr selten sein. Hitzschläge und Sonnenstiche sind unbekannt. Geschlechtskrankheiten sind, wie es scheint, nicht vorhanden.

Eine Krankheit, die früher viele Opfer forderte, und zwar besonders unter den Halbwüchsigen, ist die Wurmkrankheit (Ankylostomiasis), brasilianisch Opilação, die zu schwerer Blutarmut führt. Sie tritt auch gegenwärtig noch häufig auf, ist aber dank den medizinischen Fortschritten nicht mehr lebensgefährlich.

Besondere Erwähnung verdient ein ebenfalls ziemlich harmloses Leiden, von dem fast jeder neue Ankömmling aus Europa befallen wird, die sogenannten Klimawunden: Zunächst bilden sich, gewöhnlich an den Beinen, kleine Pusteln, die ungemein jucken. Allmählich entsteht an der betreffenden Stelle eine furunkelartige Anschwellung, die schließlich eitrig aufbricht. Dann bildet sich eine bis 5 mm dicke Kruste. An ihrem Rande beginnt nun eine eitrig wässerige Flüssigkeit herauszutreten, der Schorf löst sich ab, und das Fleisch tritt

hervor, so daß die Stelle kraterartig erscheint. Die Flüssigkeit trocknet wieder, und der Rand beginnt von neuem zu nässen. Das wiederholt sich mehrmals und führt zu mark- und talergroßen Wunden. Diese Hautkrankheit ist zwar ungefährlich, aber höchst lästig und oft von monatelanger Dauer. Viele sind der Meinung, daß diese Wunden durch die kleinen Zecken (Carrapato, in der Kolonistensprache Karabatten) hervorgerufen werden, die sich an der Haut des Menschen festsetzen. Die herrschende Vorstellung ist, daß die Genesung ein Zeichen der vollendeten Akklimatisation sei; daher die Bezeichnung: Klimawunden.

Neben den Zecken gehören zu den kleinen Plagen des Landes die Sandflöhe, die sich meist unter den Fußnägeln einnisten und oft nur unter Schmerzen entfernt werden können. Sie spielen selbst im Leben des wenig sensiblen Kolonisten die Rolle jener Kleinigkeiten, die bei vereinter Wirksamkeit das irdische Dasein aller Freudigkeit berauben können.

4. Die Hygiene.

Als bemerkenswerte Tatsache sei zunächst festgestellt, daß in den deutschen Siedlungen weder Hebammen noch Ärzte tätig sind. Zwar leben in den Städten, in Porto do Cachoeiro und Victoria, eine Reihe von brasilianischen Medizinern, aber aufs Land hinaus gehen sie nicht oder nur für Honorare, die in den einfachsten Fällen 300—500 Milreis betragen und soviel wohl auch betragen müssen, da jeder Besuch eine oder mehrere Tagereisen erfordert. Für den Kolonisten sind es jedenfalls unerschwingliche Summen, ganz abgesehen davon, daß der Arzt oft zu spät kommen würde.

Die Rolle des Arztes muß daher der Pfarrer oder der Vendist oder auch ein kundiger Kolonist übernehmen, die alle durchweg aber nur einfache Hausmittel zur Anwendung bringen können. Eine charakteristische Figur auf der Kolonie ist auch der „Schlangendoktor", den Wernicke sehr hübsch wie folgt gezeichnet hat [5]: „Verstreut in der Kolonie gibt es einige wenige Leute, die sich den Ruf einer besonderen Geschicklichkeit in der Behandlung von Schlangenbissen erworben haben. Sie sammeln sich eine Klientel in ihrem Bezirk; jedes Mitglied derselben zahlt ihm jährlich eine Abgabe von 2—4 Milreis, wofür er verpflichtet ist, seinen Kunden ohne Extravergütung im Bedarfsfalle

---

[5] S. 109.

zu behandeln. Der Schlangendoktor ist mithin sozusagen eine Art von Kassenarzt. Auf den einen oder anderen von ihnen blickt man wohl mit einer Art abergläubischer Scheu, als hätte er gar einen Bund mit dem Bösen als dem Gebieter der menschenfeindlichen Schlangen geschlossen, und erzählt sich von seiner angeblichen Herrschaft über lebendige und tote Vertreter dieser Reptilien gar seltsame Geschichten, während andererseits der Schlangendoktor mitunter auch bemüht ist, sich mit einem geheimnisvollen Nimbus zu umgeben."

Das wirklich rationelle Verfahren, die Anwendung des Schlangengiftserums, welches im berühmten Schlangeninstitut des Staates São Paulo hergestellt wird, ist bei den Kolonisten kaum bekannt. Freilich fällt es nach meinen eigenen Erkundigungen sehr schwer, das Serum zu erhalten, da die Produktion den großen Bedarf nur teilweise zu decken vermag.

Die Pflege, die den Kranken zuteil wird, spricht — wie bei uns auf dem Lande schließlich auch — allen Regeln der Hygiene Hohn. Die Bettwäsche wird während der ganzen Dauer der Krankheit nicht häufiger gewechselt als sonst, unter Umständen also monatelang nicht. Die Fenster des Krankenzimmers, das den übrigen Familienmitgliedern, wie sonst auch, als Schlafraum dient, bleiben trotz des milden Klimas sorgfältig geschlossen. Die Krankenkost besteht im wesentlichen aus denselben schweren Speisen, die der Gesunde genießt. Dabei herrscht der unvernünftige Brauch, daß die Nachbarn den Schwer-, ja den Totkranken mit Besuchen überhäufen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, wobei unter Umständen über die bevorstehende Auflösung in der selbstverständlichsten Weise gesprochen wird.

Auch im übrigen lassen die hygienischen Verhältnisse sehr viel zu wünschen übrig. Aborte gibt es nicht. Der Auswurf wird oft in das fließende Wasser geworfen. Die Verbreitung von Seuchen wird ferner dadurch begünstigt, daß Schweineställe und Ententeiche an die Bäche und Flüsse gebaut werden.

Es kommt hinzu, daß der Alkoholkonsum sehr groß ist. Hauptsächlich wird ein aus Zuckerrohr gewonnener Schnaps (Cachaça, in der Kolonistensprache: Kaschaß) getrunken. Auch viel Bier wird konsumiert, Wein dagegen fast gar nicht. Schnaps und Bier gehören zwar im allgemeinen nicht zu den Getränken, die man im Hause und bei der Arbeit zu sich nimmt. Man beschränkt vielmehr den Genuß in der Regel auf bestimmte Gelegenheiten. Diese stellen sich aber recht

zahlreich ein, gilt doch schon der Besuch einer Vende oder die Bittarbeit als vollkommen ausreichender Trinkanlaß.

Notorische Säufer, d. h. solche, die durch ihr Laster den Wohlstand und das friedliche Zusammenleben ihrer Familie untergraben, gibt es wohl in jeder Gemeinde, unter den 120 Mitgliedern von Santa Leopoldina z. B. etwa drei bis vier. Wenn man diejenigen mitzählen will, die zwar viel trinken, die sich dadurch aber nur zu Beleidigungen und Prügeleien verleiten lassen, ohne ihre Familie ins Verderben zu reißen, so muß man in Santa Leopoldina drei bis vier weitere hinzurechnen. Die Gemeinde des Tieflandes Santa Cruz gilt unter den Kolonisten als die „versoffenste"; dort sollen auch einige notorische Säuferinnen zu finden sein.

Wie erklärt es sich nun, daß trotz alledem der Gesundheitszustand so überaus günstig ist? Was den Alkoholgenuß betrifft, so können wir uns sagen, daß er bei der starken körperlichen Arbeit der Kolonisten und bei den geringen Anforderungen, die die schlichte Lebensführung an das Zentralnervensystem stellt, nur wenig Schaden stiften kann. Und die Gefahren der Unsauberkeit erscheinen uns gering, wenn wir an die herrschende Einzelsiedlung, an den unbeschränkten Wohnraum denken; denn was in den Städten ein Verbrechen gegen die Volksgesundheit wäre, ist in den Urwaldbergen eigentlich nur ein harmloser Verstoß gegen das Ästhetische. Schwieriger schon ist es zu verstehen, daß sich die ungenügende Krankenpflege und die Abwesenheit von Ärzten und Hebammen nicht geltend macht. Freilich könnte man argumentieren, diese Verhältnisse seien dazu angetan, eine gesunde Auslese zu bewirken. Man könnte z. B. darauf hinweisen, daß unsere Rassenbiologen die Befürchtung aussprechen, infolge unserer hochentwickelten Gebärtechnik werde die Gebärtüchtigkeit der Rasse allmählich herabgesetzt. Die Deutschen leben in Espirito Santo aber erst seit zwei bis drei Generationen, so daß die Ergebnisse einer zweckmäßigeren Auslese kaum sichtbar geworden sein können. Allenfalls ließe sich behaupten, daß die Deutschen, die nach Espirito Santo ausgewandert sind, besonders gesundes Menschenmaterial gewesen seien. Gewiß ist, daß die Einfachheit der Lebensweise, die Abgeschiedenheit von dem großen Weltgetriebe, die Einförmigkeit des Daseins, die ausreichende Ernährung, der reichliche Schlaf, die genügende, dabei nur selten übermäßige Arbeit Dinge sind, die das Kolonistenleben in mancher Beziehung dem Ideal einer Naturheilanstalt naherücken und gegen die vielen Sünden auf

hygienischem Gebiete aufgerechnet werden müssen. Überdies ist auch in Betracht zu ziehen, daß die Bevölkerung gar nicht unter Geschlechtskrankheiten und deren Folgen zu leiden hat.

Wie sehr wir aber auch nach verschiedenen Gründen für die überaus günstigen Gesundheitsverhältnisse suchen, wir werden fast mit Gewalt darauf hingewiesen, daß sie sich vollständig nur mit dem Klima erklären lassen.

5. Der Einfluß des Klimas.

Jedenfalls dürften wenige Gebiete der Erde der menschlichen Gesundheit zuträglicher sein als die Bergwälder von Espirito Santo, wo die Tageshitze nicht übermäßig feucht ist, und die Nächte meist kühl sind, und wo im Winter recht frische Regenperioden einen wohltätigen Ausgleich für die schwülen Wochen der Sommerzeit schaffen.

Die Gunst des Klimas wird schon durch das Aussehen der deutschen Landesbewohner bestätigt.

Die Kinder sind frisch im Wesen und gut gewachsen. Die Gesichtsfarbe ist vielleicht etwas dunkler und weniger rosig als die unserer Bauernjungen und -mädchen, aber keineswegs ungesund.

Bei den Männern ist zweifellos in Körperhaltung, Wuchs und Gesichtsausdruck eine Annäherung an brasilianische Art zu beobachten. Lamberg gibt durchaus nicht den Typus des Kolonisten in Espirito Santo wieder, wenn er von den mammutähnlichen Knochen der dortigen Pommern spricht[5]. Sie sind vielmehr hager und schmal von Wuchs, vielleicht auch kleiner als ihre Väter, doch sind es sehnige und kräftige Gestalten. Ihre körperliche Leistungsfähigkeit ist schwerlich geringer. Dortzulande suchen manche dieses Ausderartschlagen mit dem Branntweingenuß und dem starken Rauchen der jungen Burschen zu erklären. Mit mehr Recht vielleicht wird man darin eine Anpassung an das Land, an die Arbeit im Urwald, an die besondere Ernährung sehen dürfen.

Allerdings haben anderseits die Kolonistenmädchen nichts von der lässigen Grazie und Zierlichkeit der Brasilianerinnen angenommen, was ich jedoch darauf zurückführen möchte, daß sie sich nicht wie diese dem Nichtstun ergeben haben, sondern Seite an Seite mit den Männern auch schwere Landarbeit verrichten. Sie sind jedenfalls mindestens so stämmig und kräftig geblieben, wie ihre Mütter und Großmütter es

[5] Lamberg, S. 219. — Nocht, Stand der Akklimatisationsfrage, Verh. des deutschen Kolonialkongresses 1910, S. 287. — Vgl. Wernicke, S. 108.

waren. Ob das Klima die geschlechtliche Entwicklung beschleunigt hat, war schwer festzustellen. Es scheint wirklich der Fall zu sein. Nach meinen Erkundigungen ist in der ältesten Kolonie, in Campinho, wohin hauptsächlich Rheinländer gekommen sind, das Alter der weiblichen Pubertät zumeist das 12. bis 13. Lebensjahr, in den jüngeren, vorwiegend pommerschen Gemeinden allerdings das 13. bis 14., häufig sogar das 15., sehr selten das 12. Lebensjahr.

Von einer irgendwie erschlaffenden Wirkung des Klimas ist auf dem Hochlande nicht das mindeste zu spüren. Daß die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit keineswegs herabgesetzt ist, haben wir an anderer Stelle bereits gesehen. (Kapitel V, 5.)

Ein schädlicher Einfluß des Klimas auf das Zentralnervensystem läßt sich bei dem Kolonisten überhaupt in keiner Beziehung beobachten. Es scheint freilich, daß diese Wahrnehmung im Widerspruch zu den Erfahrungen steht, die in anderen tropischen Gegenden vielfach gemacht worden sind, und die z. B. Steudel zu folgender Ansicht führen (Verhandlungen des Kolonialkongresses 1910, Seite 329): „Es ist anzunehmen, daß bei dauerndem Aufenthalt in tropischen Hochländern der Organismus des Europäers, und zwar besonders das Nervensystem eine Veränderung erleidet, wenn nicht in der ersten, so doch in der zweiten und den folgenden Generationen." Und Daeubler sagt (Verhandlungen des Kolonialkongresses, Seite 336): „Meine Studien haben mich dazu geführt, anzunehmen, daß das Tropenklima an sich, auch das Höhenklima in abgeschwächtem Maße, hauptsächlich eine Schädlichkeit für das Zentralnervensystem des Weißen bedeutet."

Daß der deutsche Kolonist ein geistig sehr wenig reges Leben führt, und daß die Sensationen, denen er ausgesetzt ist, sich so ziemlich auf gelegentlichen nachbarlichen und verwandtschaftlichen Streit beschränken, wäre allerdings dabei in Betracht zu ziehen. Auch sonst ist ja die Lebensführung des Kolonisten, insbesondere der lange Schlaf, den er sich gönnt, dem Nervensystem sehr zuträglich. Anderseits scheint mir gerade die Tatsache, daß der Kolonist so sehr viel Zeit auf den Schlaf verwendet, ein Anzeichen dafür, daß das dortige Klima an die Nerven höhere Anforderungen stellt als bei uns. Bei den Vertretern der geistigen Arbeit, den Pfarrern, scheinen sich auch in einzelnen Fällen neurasthenische Beschwerden eingestellt zu haben. Wieweit und ob überhaupt klimatische Einflüsse dabei mitgespielt haben, ist natürlich nur schwer zu sagen.

Während das Hochlandsklima also als außerordentlich gesund bezeichnet werden kann, darf dasselbe nicht ohne weiteres auch von dem Tieflandsklima gesagt werden. Denn wenn auch in der Gemeinde Santa Cruz die Geburten 50—60 und die Sterbefälle nur 8—10, in Santa Joanna die Geburten 60—72, die Sterbefälle 11—14 pro Mille betragen, wenn diese Zahlen also außerordentlich günstig zu nennen sind, auch wenn man berücksichtigt, daß in jenen Gegenden nur oder doch fast nur junge Kolonistenfamilien leben, so ist doch anderseits nicht zu übersehen, daß dort Malaria, Dysenterie und Typhus manches Opfer fordern, was freilich zum großen Teil eine Folge der schlechten Wasserverhältnisse ist, dem Klima also nur bis zu einem gewissen Grade zur Last fällt.

Ganz unzweifelhaft ist aber, daß das Niederungsklima entnervend wirkt. Wir vermissen in jenen Gebieten die frischen Farben der Kinder sowohl wie der Erwachsenen. Die Menstruation ist bei den Mädchen oft anormal, häufig stellt sie sich erst sehr spät ein. Die Leute werden besonders empfindlich gegen Hitze und Kälte. Und was am meisten zu denken gibt, die Kolonisten zeigen in der Lebensführung eine gewisse Erschlaffung, sie neigen dazu, zu „verbrasilianern". Ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit beginnt zu erlahmen.

Doch muß in Betracht gezogen werden, daß die schlechte Ernährung daran mit schuld sein kann. Insbesondere fehlt es im Tieflande an Gemüse. Auch sonstige Entbehrungen, namentlich schlechte Wohnungen, mögen mitwirken, haben wir es dort vorläufig doch nur mit jungen Ansiedlungen zu tun. Wir erinnern uns, daß auch im Hochlande in der Anfangszeit recht traurige Verhältnisse herrschten. Vor allem ist zu bedenken, daß im Tieflande mit der fortschreitenden Niederlegung der Wälder sich das Klima wahrscheinlich bessern wird.

Dies gilt insbesondere von den Landstrecken am Rio Doce, die man bisher ohne Erfolg zu kolonisieren gesucht hat: In Pao Gigante hatten sich deutsche Ansiedler, angelockt durch das vorzügliche Land, niedergelassen, aber das Fieber hat sie wieder fortgetrieben.

Eine Wahrnehmung, die man im Tieflande gemacht zu haben glaubt, verdient besondere Beachtung: daß nämlich die im Hochlande von Espirito Santo geborenen Nachkommen der ersten Kolonisten sich leichter akklimatisieren, als die Auswanderer aus Europa, die unmittelbar im Tieflande angesiedelt worden sind, wie die Kolonisten des Nucleo Affonso Penna.

Wie ich nachträglich finde, ist diese Beobachtung keineswegs neu. So bemerkt Nocht (Verhandlungen des deutschen Kolonialkongresses, Seite 285), daß der Erfolg der Kolonisation des tropischen Queensland auch darauf zurückzuführen sei, daß sie „sich wohl zum größten Teil nicht direkt durch Einwanderung aus Europa, sondern aus dem subtropischen Südaustralien vollzogen hat, daß es sich also hier um eine allmähliche Akklimatisation erst an die Subtropen und dann an die Tropen handelt, wobei zum Teil erst die Nachkommen der an die Subtropen Angepaßten in Betracht kommen. Auf die Vorteile dieser allmählichen Anpassung an die Tropen, die wir ja jetzt auch bei den Buren beobachten, hat schon in den achtziger Jahren Hans Buchner hingewiesen".

6. Sexualität und Ehe.

Wie schon festgestellt wurde, kommen Geschlechtskrankheiten unter den Kolonisten gar nicht oder so gut wie gar nicht vor. Diese überraschende Tatsache, die mir von kompetenten Beurteilern wiederholt bestätigt worden ist, erklärt sich damit, daß der Geschlechtsverkehr zwischen den deutschen Kolonisten und der brasilianischen Bevölkerung, wenn er überhaupt bestehen sollte, ganz seltene Ausnahme ist.

Innerhalb der deutschen Gemeinden sind dagegen die unehelichen Beziehungen vermutlich sehr zahlreich. Zwar kommen in der einzelnen Gemeinde uneheliche Geburten selten mehr als ein- bis zweimal jährlich vor, ja in manchen Jahren ist keine einzige zu verzeichnen; dafür ist aber der voreheliche, im Fall der Schwangerschaft, zur Ehe führende Verkehr nach alter heimlicher Bauernregel eine sehr häufige Erscheinung.

Die Öffentlichkeit sucht ihn freilich zu brandmarken. So heißt es im Statut der Gemeinde Jequitibá, es werde erhoben „als Strafgeld einer unehrlichen Braut, die sich mit Kranz trauen läßt und innerhalb sieben Monaten nach der Trauung niederkommt, 30 Milreis". Als „unehrliche Braut" gilt die, die den vorehelichen Verkehr verschwiegen hat und bei der Trauung das Ehrenprädikat Jungfrau „sich widerrechtlich erschlichen" hat. Wird der Sittenverstoß eingestanden, so darf sie nicht mit Kranz und ihr Mitschuldiger nicht mit Strauß erscheinen, und so wie sie nicht Jungfrau, so wird auch er nicht Junggesell genannt. Die Taufe eines ehelichen Kindes kostet in Jequitibá $2^1/_2$, die eines unehelichen 10 Milreis Gebühren.

Über das durchschnittliche Heiratsalter belehren uns die folgenden Zahlen:

Gemeinde	Jahr	Durchschnittliches Heiratsalter	
		der Frau	des Mannes
Campinho	1910	20—21 Jahre	24—25 Jahre
	1911	20—21 „	25—26 „
	1912	20—21 „	25—26 „
Santa Leopoldina	1910	20—21 „	23—24 „
	1911	20—21 „	25 „
	1912	20—21 „	26—27 „
Jequitibá	1910	21—22 „	24—25 „
	1911	21—22 „	24—25 „
	1912	22—23 „	25—26 „
Kalifornien	1910	21 „	25—26 „
	1911	20—22 „	24—25 „
	1912	23 „	24—25 „
Santa Joanna	1911	24 „	26-27 „
	1912	21—22 „	23—24 „
Santa Maria	1910	21—22 „	24 „
	1911	21—22 „	23—24 „

Diese Zahlen — in welchen die Fälle der Wiederverheiratung von Witwen und Witwern nicht eingeschlossen sind — zeigen uns, daß man als das durchschnittliche Heiratsalter der Frauen das 20.—22. Lebensjahr, als das der Männer das 24.—26. Lebensjahr bezeichnen kann. Unter den Mädchen heiraten manche schon mit 16 und 17 Jahren, einzelne sogar mit 15, viele aber auch erst mit 25—30. Von 4—5 Mädchen, die in die Ehe treten, ist nur eine im Alter von unter 20 Jahren (in 197 beobachteten Fällen: 45). Das Heiratsalter der Männer ist dagegen verhältnismäßig niedrig. Etwa jeder fünfte Bräutigam ist jünger als seine Braut (von 247 waren es 47). Sehr häufig heiraten Gleichalterige. Angesichts der so günstigen Bevölkerungsziffern drängt sich einem hier die Frage auf, ob dies Verhältnis im Heiratsalter nicht auch zu den rassenbiologisch günstig wirkenden Faktoren gehört.

Die Zahl der Ledigbleibenden ist nach meinen Beobachtungen bei beiden Geschlechtern fast gleich Null.

Bei der Wahl der Lebensgefährtin stehen die wirtschaftlichen Motive im Vordergrunde. Entsprechend der Erfahrung, daß „junge

Mädchen von der Wirtschaft nichts verstehen," werden die älteren bevorzugt.

Die Auswahl ist auf beiden Seiten sowieso recht begrenzt bei der ziemlich geringen Zahl der deutschen Ansiedler, und sie wird durch die konfessionelle Scheidung noch weiter beschränkt. Die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung bringt es ferner mit sich, daß von den 12 000 bis 13 000 Protestanten immer nur ein kleiner Teil miteinander überhaupt in Berührung tritt. Die Bittarbeit, der Gottesdienst, der Vendenbesuch, Hochzeiten und Taufen, also nur die nachbarschaftlichen Beziehungen sind die Grundlage jeder Bekanntschaft. So kommt es, daß die Ehen fast immer zwischen Personen eines und desselben Bezirks geschlossen werden. Sehr oft heiraten sich gerade die Kinder der nächsten Nachbarn. Ehen zwischen nahen Verwandten scheinen freilich kaum vorzukommen.

Immerhin ist die Gefahr der Inzucht vorhanden, zumal die Kolonisten schon seit Jahrzehnten keinen nennenswerten Zuzug von außen erhalten haben. Ob diese Gefahr durch die geringe Differenziertheit der Individuen vergrößert oder verringert wird, entzieht sich meiner Beurteilung. Vorläufig tritt sie jedenfalls nicht unmittelbar in die Erscheinung.

Neuntes Kapitel.

Bildung und Charakter.

1. Allgemeines.

Dem gering entwickelten wirtschaftlichen Verkehr im deutschen Siedlungsgebiet von Espirito Santo entspricht auch die geistige Abgeschiedenheit, in der die Kolonisten leben. Ihr Sinnen und Trachten, ihr Denken und Fühlen bildet eine winzige Welt für sich, in der sich aller Fortschritt nur unendlich langsam vollzieht, in der sogar manche Rückbildung eingetreten ist.

Das geistige Rüstzeug, welches die Einwanderer vor Jahrzehnten aus Europa mit sich brachten — es war, was wir nicht außer acht lassen dürfen, nur dasjenige des damaligen deutschen Tagelöhners — ist das alte geblieben, soweit es nicht in manchen Stücken überhaupt eingerostet ist. Was die deutschen Kolonisten der neuen Umgebung entlehnt haben, beschränkt sich auf die äußere Lebensführung, denn die meisten haben

nicht einmal die portugiesische Sprache erlernt, von einigen Bezeichnungen abgesehen, die als „Lehnwörter“ übernommen worden sind. Auch die geistige Verbindung mit der alten Heimat ist nur gerade so weit aufrechterhalten worden, als nötig war, damit die alten Erinnerungen einigermaßen lebendig blieben.

So gering die geistigen Beziehungen nach außen sind, so gering sind sie auch innerhalb der Kolonistenbevölkerung selber. Denn die Eigenwirtschaft, in der sie lebt, bedeutet nicht nur wirtschaftliche, sondern auch geistige Isolierung des einzelnen, die durch die herrschende Siedlungsweise, die Hofverfassung, noch verschärft wird.

Die Kirche wird so zum einzigen Träger der geistigen Kultur.

2. Die Kirche.

Die Entstehung der katholischen und protestantischen Gemeinden im deutschen Siedlungsgebiet und ihre äußere Entwicklung haben wir bereits erörtert (siehe Kapitel II, 7). An dieser Stelle sind nun ihre inneren Verhältnisse zu besprechen. In der Hauptsache müssen wir unsere Betrachtung allerdings auf die protestantischen Gemeinden beschränken.

Wir stellten fest, wie außerordentlich straff die Organisation dieser Gemeinden ist. Wer sich einer historischen Auffassung bemüht, wird vielleicht geneigt sein, hierin eine Parallele zum Jesuitenstaat zu sehen. Jedenfalls wird das geistige Leben der Kolonisten von der Kirche vollkommen beherrscht. Die Kirche bedeutet dort ja weit mehr als selbst bei uns auf dem Lande. Denn die Vielgestaltigkeit unseres modernen Staats- und Gesellschaftslebens bringt es mit sich, daß die abgelegensten unserer Bauerngemeinden den mannigfaltigsten Einflüssen ausgesetzt sind. Tageszeitung, Militärdienst, Reisen in die Stadt, Jahrmarkt und vieles andere ist hier wirksam, was die Kolonisten in Espirito Santo kaum dem Namen nach kennen.

Eine sklavische Abhängigkeit von der Kirche und ihren Vertretern besteht natürlich nicht. Wir haben es mit freien Bauerngemeinden zu tun, in denen jedes Familienoberhaupt Sitz und Stimme hat, und die sich selber aus ihren Reihen die Kirchenvorsteher wählen. Nach dem Statut der Gemeinde Santa Leopoldina z. B. ist jedes Gemeindemitglied wählbar, welches unbescholten ist, das 30. Lebensjahr vollendet hat und lesen und schreiben kann.

An der Spitze steht der (aus Deutschland entsandte) Pfarrer, der an die Gemeindebeschlüsse gebunden ist. Allerdings übt er darauf einen entscheidenden Einfluß aus. Und mancher Geistliche hat begreiflicherweise eine vollkommen autokratische Stellung errungen, ist der Pfarrer doch nicht nur der Seelsorger und Prediger, sondern zugleich der Lehrer, der Arzt, sozusagen auch der Landrat, überhaupt der einzige Vertreter höherer Bildung in der Gemeinde.

Auf ihm ruht daher eine außerordentliche Arbeitslast. Wie oft wird er, um nur eine seiner vielen Pflichten zu nennen, zu einem Schwerkranken oder einem Begräbnis gerufen und zu langem Ritt durch Nacht und Unwetter auf den beschwerlichsten Wegen genötigt. Die aufopfernde Tätigkeit der Männer, die mitten im tropischen Urwalde unter großen Entbehrungen viele Jahre — die katholischen Pfarrer lebenslänglich — ihres schweren Amtes walten, wird selbst derjenige als wertvolle Kulturmission betrachten müssen, der den Ausgangspunkt, das christliche Dogma, verwirft.

Dem einen oder dem anderen bleiben auch harte Kämpfe in der Gemeinde nicht erspart. Von einem Vendisten etwa oder von einem anderen einflußreichen Gemeindemitglied wird die Opposition organisiert, und die Autorität des Pfarrers kommt in arge Gefahr. Es wird gar laut der Standpunkt vertreten, die Gemeinde bezahle den Pfarrer und könne daher von ihm als ihrem „Knecht" jede Leistung verlangen. So kann es zu stürmischen Sitzungen mit sehr heftigen Auftritten kommen. Aber das sind schließlich nur sehr seltene Episoden im stillen Urwaldsleben. Mit einer kleinen geheimen Fronde hat dagegen wohl jeder evangelische Pfarrer zu rechnen.

Ernster als die kleinen Streitigkeiten innerhalb der einzelnen Gemeinden müssen die Kämpfe genommen werden, die sich zwischen den Gemeinden abspielen. Leider hat sich nämlich zwischen den oberkirchenrätlichen, unierten Gemeinden und den Gotteskastengemeinden streng lutherischer Observanz ein starker Gegensatz herausgebildet, wobei sich wieder die Wahrheit des alten Erfahrungssatzes bestätigt hat, daß der Kampf die Kräfte zunächst zwar anregt, daß er aber schließlich im höchsten Grade unfruchtbar ist, aufreibt und zersetzt. Der Zwiespalt zwischen den protestantischen Gemeinden ist um so bedauerlicher, als die Kirche, wie gesagt, vorläufig noch der einzige Träger der geistigen Kultur in jenen Gebieten ist.

In den katholischen Gemeinden ist die Einheit nach innen wie

nach außen besser verbürgt, ja die katholische Kirche wirkt in gewisser Weise darauf hin, daß das deutsche Element mit dem einheimischen verschmilzt.

Glücklicherweise sind die Beziehungen zwischen den Katholiken und Protestanten, die, wie wir uns erinnern, in der ersten Zeit der Kolonisation so viel zu wünschen übrig ließen, gegenwärtig durchaus korrekte, was leider unter den Deutschen in Südamerika noch heute nicht überall der Fall ist. Allerdings besteht zwischen den Angehörigen der beiden Konfessionen kaum irgendwelche Fühlung. Konfessionelle Mischheiraten sind sehr selten.

3. Das Schulwesen.

Die ersten deutschen Kolonisten brachten die Anfangsgründe des Wissens aus ihrem Vaterlande mit, und auch ihre älteren Kinder hatten die erste Schulbildung bereits genossen. Für die jüngeren bot sich nun aber zunächst keine ordentliche Gelegenheit lesen und schreiben und rechnen zu lernen. Denn der häusliche Unterricht, den die Mütter und älteren Geschwister hier und da wohl erteilten, konnte den völligen Mangel an Schulen nicht ersetzen. So ist denn die zweite Kolonistengeneration fast ganz ohne Schulbildung groß geworden. Manche haben zwar — ein schöner Zug geistiger Strebsamkeit — noch als Erwachsene das Buchstabieren erlernt, aber wohl die meisten sind Analphabeten geblieben.

Trotzdem haben sie alle die Einsicht gehabt, Schulen zu errichten. Aus eigenem Antriebe haben sie, die Abkömmlinge armer pommerscher Tagelöhner, bedeutende Opfer gebracht, um ihren Kindern die Grundlagen geistiger Bildung zu verschaffen, die sie selber haben entbehren müssen. In der jungen Gemeinde Santa Joanna beträgt das Schulgeld z. B. 16 Milreis, über 20 Mark für das einzelne Schulkind jährlich, in Campinho 10, in Santa Leopoldina 6—12 Milreis. In Campinho hörte ich von einem Kolonisten, der sich für 200 Milreis jährlich einen Hauslehrer angestellt hat. Am meisten haben die Sachsen und Schweizer für das Schulwesen getan.

Allerdings ist auch heute noch der Unterricht, den die Jugend genießt, auf das Elementarste beschränkt.

Die Schulzeit ist sehr knapp bemessen. Nur zwei Jahre lang, drei Tage in der Woche, oder drei Jahre hindurch, zweimal wöchentlich, wird die Schule besucht. Der Schultag hat vier bis fünf Stunden.

Ein Teil der Kinder wird vom Pfarrer unterrichtet; die meisten aber können des langen Weges halber nicht zur Pfarrschule kommen und sind daher auf den Unterricht in einer „Kolonieschule" angewiesen, deren es neben der Pfarrschule in jeder Gemeinde mehrere gibt.

In den Kolonieschulen amtieren Lehrer, die an die mittelalterlichen Dorfschulmeister erinnern. Gewöhnlich ist es ein Kolonist, der entweder aus besonderem Interesse, was aber selten der Fall sein dürfte, oder um einen Nebenverdienst zu erzielen, den Unterricht erteilt. Daß besonders erfolglose Kolonisten den Lehrerberuf ergreifen, ist daher hier und da zu beobachten. Unter den Kolonielehrern findet sich auch gelegentlich eine Persönlichkeit, die irgendwo in der Welt Schiffbruch gelitten und im Urwald Zuflucht gesucht hat. Mit der Orthographie und Grammatik stehen sie fast alle auf dem gespanntesten Fuße, zuweilen sogar derart, daß sie die zusammengehörigen Silben eines Wortes nicht erkennen und diese infolgedessen falsch verbinden. Ein allerdings als Ausnahme dastehender Fall ist der folgende Brief eines Kolonielehrers an seinen Pfarrer:

An den Hern Pafdor . . .

den 6 dedzemer 1909

ich Habe er Halten den Brif. Von ir das Freut mir das es So gut File Grüse

Von Mir Dabe G

H . . . . . . S . . . .

Über die pädagogischen Ergebnisse der Kolonieschulen können wir uns danach ein Bild machen. Aber auch die Pfarrschulen kommen infolge der so sehr beschränkten Schulzeit über die ersten Anfangsgründe kaum hinaus. Ihre Leistungen reichen an die unserer Dorfschulen natürlich lange nicht heran:

Am Schluß der Schulzeit, vor der Konfirmation also, können fast alle Kinder leidlich lesen, die meisten auch ziemlich richtig abschreiben, und viele sind sogar imstande einfache Dinge schriftlich zum Ausdruck zu bringen. Freilich gehört oft eine gewisse Erfindergabe dazu, solche Produkte zu entziffern.

Addieren und subtrahieren lernen die Kinder innerhalb des Zahlenkreises 1—1000, wenn ihnen auch die dreistelligen Zahlen recht viel

Schwierigkeiten bereiten. Mit Brüchen lernen sie so gut wie gar nicht umgehen. Im Multiplizieren und Dividieren erlangen sie keine Sicherheit. Die Uhr ablesen können übrigens die meisten.

Ihre historischen und geographischen Kenntnisse sind fast gleich Null. Die Kinder wußten z. B. kaum zu sagen, wo Deutschland liegt, und wie man nach Deutschland kommt. Die einen antworteten: mit dem Esel, die anderen: mit der Eisenbahn, andere wieder: zu Schiff. Den Namen des deutschen Kaisers, wie den des Präsidenten von Brasilien, kennen nur einige Schüler.

Auf den Religionsunterricht wird der Hauptwert gelegt. Ja, auf diesem Gebiet wird ein verhältnismäßig großer Lernstoff bewältigt [1].

Im folgenden seien einige der besten Arbeiten wiedergegeben, die (auf meine Veranlassung) in einer Pfarrschule über das den Kindern geläufige Thema: „Wie der Kaffee gepflanzt wird" angefertigt wurden, und zwar innerhalb einer Stunde. Die Schüler erhielten dabei keine näheren Anweisungen. Name, Alter, Geschwisterzahl und Wohnort sollten vorausgeschickt werden.

Arbeiten der Knaben.

1.

Ich bin fünftzehn Jahre alt, ich habe zwei Brüder, und zwei Schwester. Ich heiße K .... B .... Bei uns sind sieben im Hause, vier Männlich drei Weiblich wir wohnen in Leopoldina. Farinhafluß. Den Kaffee pflanzt man im den Waldschlag, man pflanzt ihn zwei Meter weit auseinander, bearbeiten tut man ihn wenn man ihn reiniget geernt wird er wenn ihn pflückt, zubereitet wird er wenn man ihn gepflückt hat wenn er zubereitet ist, dann verkauft man ihn.

2.

Ich bin 14 Jahre alt ich heiße W ... O ..., ich habe sechs Brüder und drei Schwester wir haben elf Leute in dem Hause. wir wohnen in Leopoldia II. Der Kaffee wird schif gepflanzt in das Loch das man macht pflanzt man den Kaffe rei. Der Kaffee muß gut bereitet werden das der Kaffe gut trägt wenn man den Kaffe nicht gut bereitet wächst er nicht gut. Den Kaffe muß man pflücken und einernten den Kaffe muß man mit dem Sieb reinigen. Den Kaffe muß man gut zubereiten Den Kaffe muß man putzen den Kaffe muß man gut in acht nehmen. wenn man den Kaffe draußen liegen läßt das ist Sünde. Den Kaffe trägt man auf den Wagen.

---

[1] Nach dem Unterrichtsplan, den ein Vorgänger des jetzigen Pfarrers von Jequitibá aufgestellt hatte, sollten im Jahr: 48 Liederverse, 48 Gebete und 24 Bibelsprüche gelernt werden.

3.

Ich bin 13 Jahre Alt G .... S .... Ich habe 9 Brüder und 7 Schwestern. Zuhause sind unsern 15 wier wonen im Sataleodina. Den Kaffe mus mann gut Pflanzen sondern wächs er nicht Wen mann den Kaffe nicht Putzt dan will er nicht wassen Wen mann den Kaffe geernt hat dan muß man den Kaffe Tronen dan muß man den Kaffe einen Stanpen dan muß mann den Kaffe Rein Machen dan kan man den Kaffe in der Vende briegen da kann mann Zeug von Kaufen.

4.

Ich bin Zwölf Jahre H .... B .... ich habe vier Brüder und eine Schwester in unserem Hause sind sechs Männlich und zwei Weiblich wir Wohnen in Leopoldina. Der Kaffee wird ein par schriette auseinander gepflanzt. Den Kaff pflanzt man wo das Land sehr gut ist Der Kaffe wird geputzen und ausgefosen und dann wird der Kaffe abgepflückt und dam gesichelt und dann bringt man den Kaffe nach hause in ein Schuppen.

Arbeiten der Mädchen.

1.

M .... K .... geboren am 10. April 1900. Ich bin 13. Jahre alt. Ich habe eine Schwester zu Hause. Ich habe drei Brüder zu Hause. Sieben Leute sind wir zu Hause. Wir wohnen am Gramaru. Der Kaffee wird in reigen gepflanzt. Der Kaffee weckst auf dem guten Land. Wenn der Kaffee bearbeitet wird dann putzt man ihn. Wenn der Kaffee bearbeitet wird dan pflückt man ihn. Wenn man den Kaffee geerntet hat dann ist er reif. Wenn man den Kaffee zubereitet dann trocknete man ihn. Wenn man den Kaffee zubereitet dan stampft ihn. Wenn der Kaffee zubereitet ist bringt man ihn nach der Venda.

2.

Ich bin 13 Jahre alt. Ich heiße B .... M .... Ich habe 4 Brüder und keine Schwester. Bei uns sind 7 Leute im hause. fünf Menliche im Hause und zwei Weibliche im Hause. Ich wohne in Santa Leopoldina. Der Kaffee wird weit gepflanzt. Der Kaffee wird in Reigen gepflanzt. Der Kaffee wird gesichtet. Der Kaffee wird gepflückt. Der Kaffee wird nach Hause getragen. Der Kaffee wird geputzt. Der Kaffee wird geerntet. Der Kaffee wird getronet. Der Kaffee wird gewaschen. Der Kaffee wird getrunken. Der Kaffee wird verkauft. Der Kaffee wird gestamft.

3.

Ich bin jetzt Bald 13 Jahre alt, im Oktober. Ich heiße W .... S .... Ich habe 3 Schwester. Ich habe 4 Brüder. Bei mir sind mit mir im Hause. mit mir sind es 5 Weibliche im Hause. fünf Mänliche im Hause. Ich wohne in Santaleopoldina. Der Kafe wird veit gepflanz. Der Kafee wird mit der hakke geputzt. Wenn der Kaffee reif ist dann wird geerntet. Wenn der Kaffee gepflügt dann vird er zubereitet. Der Kaffee wird gepflügt. Der Kaffee wird Rein geputzt. Wenn unter dem Kaffee viel ligt dann wird er gesichtet. Der Kaffee wird getrocknet. Der Kaffee wird nach Hause getragen. Wenn der Kaffee gesigt ist dann wird er gewachen. Wenn der Kaffee getrocknet ist dann wird gestanft. Der Kaffee wird getrunken. Der Kaffee wird gereinigt. Wenn der Kaffee Füf Jahre ist dann trägt er.

4.

Ich bin 12 Jahre alt. Ich heiße M . . . N . . . . Ich habe 5 Brüder im Hause. Ich habe 4 Schwester im Hause. Ich habe einen Vater im Hause und eine Mutter. Ich wohne in Santa Leopoldina II. Wenn der Kaffee gepflanzt wird hack man Löcher da setz man den Kaffee rein. Wenn man Kaffee Pflanzt muß man das Land Putzen oder Wald hauen. Der Kaffe wird auch mit mißt gepflanz Wenn der Kaffee bearbeitet muß er geputz. Der Kaffee wäckst auf manchen Stellen gut. Wenn man den Kaffee nicht gut bearbeitet dann Vertrockender leicht. Der Kaffee wird alle Jahre Geerntet. Wenn der Kaffee geerntet wird er gepflückt. Wenn der Kaffee geerntet wird muß er geracht werden. Der Kaffee wird zubereitet er wird getrocknet u. gestanft und ausgesiebt und dann nach der Wende getragt.

Diese Proben scheinen mir die Ergebnisse des Unterrichts vortrefflich zu beleuchten. Man muß sich nur darüber klar sein, daß sie die obere Grenze des Erreichten wiedergeben. Interessant ist übrigens, wie sich die Schreibweise der Knaben von der der Mädchen unterscheidet. Die Mädchen haben, wie vor allem auch die schlechteren, hier nicht wiedergegebenen Arbeiten zeigen, in derselben Zeit im allgemeinen mehr zu Papier gebracht, die Angaben der Knaben sind dafür aber meist folgerichtiger und genauer und enthalten hier und da auch Werturteile: „Wenn man den Kaffee draußen liegen läßt, das ist Sünde."

Auf höherer Stufe steht der Schulbetrieb in der Filialgemeinde Vintecinco de Julho. Denn die dort lebenden Schweizer und Sachsen haben, wie erwähnt, für die Erziehung ihrer Kinder größere Aufwendungen gemacht als die Pommern. Bezeichnend ist, daß sie, bevor sie sich kirchlich organisierten, einen Schulverein gegründet haben.

Am besten ist für den Unterricht begreiflicherweise in dem Städtchen Porto do Cachoeiro gesorgt. Die dortige deutsche Schule verfügt zwar nur über einen Lehrer, sie leistet aber, bei täglichem Unterricht, etwa ebensoviel wie unsere Volksschulen.

Zu erwähnen sind noch die katholischen Pfarrschulen, in denen brasilianische und deutsche Kinder gemeinsam unterrichtet werden, und zwar in deutscher und portugiesischer Sprache.

Die Regierung des Landes hat sich um die Schulbildung der Kolonisten bisher überhaupt nicht gekümmert. Was diese aber dafür aus eigenem Antriebe bisher getan haben und weiterhin tun werden, gibt die Gewähr, daß das Analphabetentum unter ihnen bald verschwinden wird. Ein sehr wirksamer Schulzwang wird übrigens dadurch ausgeübt, daß die Pfarrer nur die Kinder zur Konfirmation zulassen, die die Schule besucht haben. –

Einen Anhalt dafür, wie viele der Kolonisten gegenwärtig Analphabeten sind, haben wir in der Zahl der Abonnenten auf kirchliche Sonntagsblätter. In Jequitibá waren es im Jahre 1912: 95 Familien, d. h. etwas über 20 % der Gemeindemitglieder, in Santa Leopoldina 30 Familien, ebenfalls 20 %, und in Santa Joanna 70 Familien, d. h. mehr als 25 %, in Santa Maria 1911: 82, also fast 25 % der Gemeindemitglieder. Im großen Durchschnitt wird ein Viertel bis ein Fünftel der protestantischen Kolonisten auf ein Sonntagsblatt abonniert sein, das, wie hinzugesetzt werden muß, durchweg auch wirklich gelesen wird. Da andere Lektüre wenig in Betracht kommt, so können wir daraus schließen, daß sich weit mehr als die Hälfte der Erwachsenen überhaupt keiner Lektüre widmet. Es ist freilich nicht gesagt, daß diese darum überhaupt nicht lesen und schreiben können. Wohl viele sind wenigstens imstande, den gedruckten Text der halb auswendig gelernten Bibelsprüche und Gesangbuchverse ungefähr zu erraten.

4. Die Kolonistensprache.

Die Landessprache — ein mit ziemlich vielen Brasilianismen untermengtes Portugiesisch — haben die deutschen Kolonisten, wenigstens die Protestanten, im allgemeinen nicht erlernt, obwohl sie ja schon seit drei Generationen in der neuen Heimat leben. Unter den Katholiken gibt es freilich heute schon recht viele, die sich im Portugiesischen verständigen können, zumal die katholischen deutschen Pfarrer, die auch auf die einheimische Bevölkerung Rücksicht nehmen müssen, ihre Predigten erst in der Landessprache und im Anschluß daran auf deutsch halten.

Die große Masse der Kolonisten, die ja aus Hinterpommern stammt, ist bei ihrem alten Platt geblieben. Sehr viele unter ihnen sind kaum imstande, daneben hochdeutsch zu sprechen. Die Sachsen und Schweizer haben gleichfalls ihren Dialekt behauptet; doch wissen diese sich fast alle gleichzeitig im Hochdeutschen verständlich auszudrücken. Die holländischen Kolonisten haben einigermaßen das Deutsche erlernt.

Von der Landessprache haben die Kolonisten eine ganze Reihe meist technischer Ausdrücke übernommen und sich mundgerecht gemacht. Sie mögen oft sogar schon vergessen haben, daß es sich dabei um Fremdwörter handelt. Im folgenden wollen wir versuchen, diese wieder-

zugeben; auf Vollständigkeit kann unsere Aufzählung jedoch keinen Anspruch erheben.

Vorweg nehmen wir die allgemeinen Ausdrücke und Redensarten: Sim sagt z. B. der Kolonist häufig für ja, não für nein, te loge (statt até logo) für auf baldiges Wiedersehen, muito für viel (es gibt muito Kaffee), kriminose (statt criminoso) für verbrecherisch.

Im übrigen können wir den neuerworbenen Sprachschatz wie folgt gruppieren:

Portugiesisch	Kolonistensprache	Deutsch
	1. Personen- und Berufsbezeichnungen.	
Arriéiro m . .	Ariehro	Führer der Maultiertruppe.
Caboclo „ . .	Kabockel	Einheimischer, Farbiger, Lusobrasilianer.
Camarada „ . .	Kamerad	Führer, Begleiter, Diener.
Capanga „ . .	Kapanga	Gedungener Mörder, Bandit, Raufbold.
Capixaba „ . .	Kapischaba	Spitzname für den Espirito Santenser.
Caxéiro „ . .	Kaschehro	Kassierer, Ladengehilfe, Kontorist.
Fazendéiro „ . .	Fasendehro	Großgrundbesitzer.
Freguéz „ . .	Fregese	Kunde.
Minéiro „ . .	Minehro	Ein aus Minas Geraes Stammender, insbes. Wanderhändler.
Tropéiro „ . .	Tropehro	Maultier-, Eseltreiber.
Vendéiro „ . .	Vendist	Krämer.
	2. Maßbezeichnungen.	
Arroba f . .	Arrobe	Enthält 32 Arrateis zu 459 Gramm, also 14,7, rund 15 kg.
Braça „ . .	Brasse	Klafter = 2,2 m.
Quadra „ . .	Quader	100 × 100 Quadratklafter = 4,84 ha.
Milreis m . .	Milreis	Die brasilianische Geldeinheit. Im Jahre 1913 noch 16 Pence, d. h. etwa 1 1/3 Mark.
Conto (de reis) m	Konto n	1000 Milreis.
	3. Aus dem Verkehrswesen.	
Cancella f . .	Kanzelle	Gatter.
Cabresto m . .	Kapreste	Halfter.
Cangalhas f pl . .	Kangalje	Tragkörbe, Tragsattel.
Lote m . .	Lott	Haufen, Trupp, in der Regel: Trupp von zehn Maultieren.
Mula f . .	Muhle	Maultier.
Rancho m . .	Ransche f	Schutzdach am Wege für Maultiertrupps.
Tropa f . .	Troppe oder Truppe	Maultierzug, Maultierkarawane.
Venda „ . .	Vende	Kramladen auf der Kolonie.

Portugiesisch	Kolonistensprache	Deutsch
	4. Aus dem Wirtschaftsbetriebe.	
Ajuntamento m .	Juntament[2] n . .	Bittarbeit.
Capoeira f . . .	Kapoehra	Busch im urbargemachten Walde.
Facão m . . .	Fakong n	Großes Messer, Buschmesser.
Foiça f . . .	Fose.	Buschsense, Faschinenmesser.
Foiçar	fosen	Mit der Buschsense niedermähen.
Munjolo m . . .	Maschölle f . . .	Stampfe.
Picada f . . .	Pikade.	Schneise.
Roça „ . . .	Rosse	Urbargemachter Wald, gerodetes Land.
	5. Gemüse- und Knollengewächse.	
Aipim m	Ehpi	Manniok.
Batata f	Batate	Süße Kartoffel.
Cará „	Kára	Sonstige Knollengewächse.
Taya, Tayoba f .	Taja, Tajobe. . .	Sonstige Knollengewächse.
Yams (Inhame) m	Jams	Sonstige Knollengewächse.
Xuchu m . . .	Schuschú	Eine Kürbisart.
	6. Obstarten.	
Ameixa f . .	Amehsche	Brasilianische Pflaume.
Goiaba „ . .	Gojabe	Indianische Birne.
Laranja „ . .	Larangje[2]	Orange.
Limão m . .	Limong f	Zitrone.
Mamão „ . .	Mamong „ . . .	Frucht des Rizinusbaums.
Manga f . .	Manga	Mangofrucht.
Tangerina „ . .	Tanjarine[2] . . .	Mandarine.
	7. Konsumtionsgegenstände, Handelsobjekte.	
Cachaça f . .	Kaschaß m . . .	Zuckerbranntwein.
Carne secca „ . .	Karneßéck „ . . .	Dörrfleisch.
Farinha „ . .	Farín „ . . .	Mehl, insbesondere Manniokmehl.
Fazenda „ . .	Fasenda	Stoffe, Manufakturwaren (zuweilen auch im Sinne von Landgut).
Fumo m . .	Fuhm	Tabak.
Matabicho „ . .	Matabísch	Schnaps.
Milho „ . .	Miljo	Mais.
Rapadura f . .	Rapadur.	Brauner Rohzucker in Ziegelform.
Rosca „ . .	Roske	Ringelzwieback, Kringel.

8. Hölzer.

Hiervon sind dem Kolonisten eine ganze Reihe von brasilianischen Bezeichnungen geläufig. Ich führe nur an: Garaúna, Ipé, Jacarandá, Jequitibá, Peroba (ferner Cipo, gesprochen Zipo, Liane, Schlingpflanze).

[2] J französisch gesprochen.

Portugiesisch	Kolonistensprache	Deutsch
	9. Tiere.	
Anta f	Ante	Amerikanischer Tapir (Beliebt. Schimpfwort).
Bicho m . .	Bisch	Insekt, Wurm, insbesondere Sandfloh.
Carrapato „ . .	Karabatte f . . .	Zecke.
Coate „ . .	Koati	Waldhund.
Onça f . .	Onze	Brasilianischer Jaguar.
Paca „ . .	Pack m	Brasilianisches geflecktes Halbkaninchen (vorzügl. Wildpret).
Surucucu „ . .	Surukukuh	Brasilianische Klapperschlange.

Es dürften etwa 100 Wörter sein, die aus der Landessprache in das Kolonistendeutsch übernommen worden sind; im Tieflande sind es einige mehr als im Hochlande. Im allgemeinen haben die Kolonisten nur Bezeichnungen für diejenigen Gegenstände entlehnt, die sie früher nicht kannten.

Dementsprechend nennen sie das brasilianische Nationalgericht: Bohnen und Farin, nicht etwa Feijão und Farinha, wie es doch nahegelegen hätte. Für den Mais, den sie erst in Brasilien kennen gelernt, wenigstens als Brotfrucht und Kraftfutter für das Großvieh, sagen sie Miljo. Buschmesser und Buschsense nennen sie Fakong und Fose, dagegen sprechen sie auf gut deutsch von Hacke und Axt. Allerdings sagen sie auch statt Kunde: Fregese, statt Tabak: Fuhm, statt Schnaps: Matabisch, statt Zeug: Fasenda.

Von solchen Ausnahmen abgesehen, bestätigt sich aber die Regel, die als heuristisches Prinzip verwertet, der urgeschichtlichen Forschung so große Dienste geleistet hat, daß sich ein Volk zugleich mit dem Gegenstande, den es von einem fremden Volke übernimmt, auch das fremde Wort aneignet.

Der Umstand, daß sich so gut wie alle Wörter, die der deutsche Kolonist aus dem Brasilianischen übernommen hat, nur auf das Äußere des Lebens beziehen, legt Zeugnis davon ab, daß der geistige Einfluß, den die neue Umgebung auf ihn ausgeübt hat, gleich Null geblieben ist. Die Berührung mit dem Wirtsvolk beschränkt sich ja auch auf vereinzelte Fälle; denn fast alle Händler im deutschen Siedlungsgebiet sind selber Deutsche. Und nach der Hauptstadt Victoria reist kaum jemals ein Kolonist; höchstens führt ihn die Reise nach Porto do

Cachoeiro, das ja aber auch größtenteils deutsch ist. Mit den Behörden kommt er nur selten, und meist nur flüchtig, in Berührung, zumal allgemeine Wehrpflicht oder dergleichen ja nicht besteht. Wenn die Beziehungen aber wirklich einmal engere werden, so sind sie selten erfreulicher Art. Das zeigt insbesondere die Einrichtung des Nachlaßgerichts (Waisengericht), die eine wahre Plage der Deutschen in Espirito Santo bildet.

5. Das Nachlaßgericht.

Nach brasilianischem Gesetz muß beim Tode des Erblassers die Hinterlassenschaft gerichtlich festgestellt werden, bevor sie an die Erben verteilt wird. Das Nachlaßverzeichnis wird durch eine Kommission aufgenommen, die dafür gewisse Gebühren erhebt. Zwar sind diese an sich, obwohl ungenügend nach der Größe der Hinterlassenschaft abgestuft, selbst für den Kleinbauern nicht unerschwinglich; das Schlimme aber ist, daß oft ein großes Honorar für den Advokaten und für einen Dolmetscher, der häufig zugezogen werden muß, noch hinzutritt, und vor allem, daß von der Behörde selber der schlimmste Mißbrauch getrieben wird.

Es soll vorgekommen sein, daß weit über die Hälfte des gesamten Werts einer Kolonie den Herren „Magistrados" in die Tasche geflossen ist. Wir wollen uns aber nicht mit der Wiedergabe einzelner mehr oder weniger gut verbürgter Fälle aufhalten, sondern die köstliche und anschauliche Schilderung der Inventaraufnahme wiedergeben, die wir in der Erzählung „Chanaan" von Graça Aranha finden. Sie ist auch im hohen Grade bezeichnend für die Auffassung, welche deutsche Art in Südamerika, und wohl im Auslande überhaupt, so oft erfährt. Leider muß sich die betreffende Stelle des Textes hier wesentliche Kürzungen gefallen lassen:

Eines Morgens, als der Herr des Hauses gerade zu dem nahen Kaffeeberg aufbrechen wollte, kam ein Mulatte langsam auf ihn zugeritten.

„Ihr heißt Franz Kraus?" fragte der Mulatte vom Sattel herab, ein Blatt Papier entfaltend, das er aus der Tasche gezogen hatte.

Der Kolonist bejahte.

„Nun, dann nehmt hiervon Kenntnis." Und herablassend reichte er ihm das Papier.

Kraus besah das Schreiben, und da er trotz eines Aufenthalts von dreißig Jahren in Brasilien, nicht Portugiesisch zu lesen vermochte, geriet er in Verlegenheit.

„Ich kann nicht lesen. . . Was ist damit?“

„Ihr lebt doch auch in diesem Lande ein ganzes Leben lang und seid immerfort hier,“ eiferte der Mulatte. „Ich durchstöbere hier die Gegend und Haus für Haus immer dieselbe Sache: niemand kennt unsere Sprache. . . Was für eine Rasse!“

Den Kolonisten verdutzte dieser unverschämte Ton. Und schon wollte er halb zornig antworten, als der Mulatte fortfuhr:

„Wisset denn, daß dies ein Gerichtsbefehl ist? Es ist ein Befehl des Herrn Munizipalrichters (juiz municipal) betreffend die Inventur der Güter Eures Vaters August Kraus. Hieß er nicht so? Die Sitzung findet morgen statt, hierselbst, um 12 Uhr mittags. . . Die Justiz übernachtet in Eurem Hause. Stellt Essen bereit . . und vom Besten. Und die Zimmer. . . Es sind drei Richter, der Schreiber und ich, der Gerichtsdiener, der mitzählt.

Als der Kolonist von der Justiz reden hörte, zog er ehrerbietig den Hut und blieb wie vom Donner gerührt stehen.

„Gut, stellt alles zur Eintragung fertig, versteckt nichts, sonst müßt Ihr brummen. Verstanden? Nun, Adieu, ich habe nichts mehr zu sagen.“ — — —

Es war kurz nach Mittag, als die Justiz würdevoll die Kolonie betrat. Die Beamten ritten auf ausgezeichneten Tieren, die nach alter Gewohnheit von den reichen Kaufleuten in Cachoeiro geliehen waren. Der Kolonist eilte, den Hut in der Hand, zum Empfang entgegen, um beim Absteigen behilflich zu sein. Einer der Richter übergab ihm sein Tier, die anderen banden die ihrigen an die Bäume; alle klopften mit der Peitsche den Staub von den Stiefeln und stampften mit den Füßen laut auf den Boden.

„Ich bin todmüde,“ sagte, sich reckend, der Munizipalrichter.

„Eine Plage! Vier Stunden im Sattel. . . Sie reisen doch noch wenigstens von Amts wegen, aber wir beiden, ich und mein Kollege, die wir nichts hiermit zu tun haben und nur zum Vergnügen! Immerhin, man hat eine Zerstreuung . . .,“ sagte der Rechtsrichter (juiz de direito), und suchte den Syndikus (promotor) mit seinem Monokel zu fixieren.

„Pardon, dann habe ich hier nichts zu tun?“ fragte lebhaft der Syndikus und schob dabei seine blaue Brille zurecht.

„Ach so, es ist ja wahr, Herr Waisenpfleger. . .“

„Aber hier ist nichts davon vorhanden. . . Alle, lieber Doktor, sind mündig,“ unterbrach ihn mit einem spöttischen Lachen ein alter olivenfarbiger Mulatte, der in seinen Zügen und seinem unruhigen Gesichtsausdruck an eine Maracajá-Katze erinnerte: das war auch sein Spitzname. Es war der Schreiber.

„Aber meine Herren, treten sie ein! Das Haus ist unser im Namen des Gesetzes,“ sagte der Rechtsrichter, indem er ins Innere ging.

„Aber wo steckt dieser blödsinnige Kolonist?“ fragte in anmaßendem Tone der Syndikus.

„Der Narr ist noch immer mit den Tieren beschäftigt und läßt uns hier stehen, bis der Himmel ein Einsehen hat,“ antwortete der Schreiber.

Alle schritten lärmend im Zimmer umher, schlugen mit der Peitsche auf die Möbel, spotteten und lachten über die armseligen Bilder an den Wänden oder rochen ins Innere, von woher es verführerisch nach Speisen duftete. — —

Als Kraus diesen Lärm hörte, eilte er ganz bestürzt ins Zimmer, als ob

er schon das erste Verbrechen begangen hätte und stellte sich hin wie ein Diener in Erwartung der Befehle.

„Schnaps her!" befahl der Schreiber. „Aber guten."

Der Kolonist entfernte sich, kehrte aber alsbald mit einer Flasche und einem Becher zurück.

„Habt Ihr nicht mehr Gläser im Hause?" fragte verächtlich der Schreiber.

Der Kolonist ging suchen; bald erschien er wieder und, Entschuldigungen stammelnd, stellte er vier Gläser auf den Tisch.

„Ans Werk denn, meine Herren," schlug der Syndikus vor. „Dieses Subjekt gibt uns nichts zu essen? Es ist aber schon spät. Sehen Sie doch bitte einmal nach, Herr Schreiber!"

Der Schreiber machte sich auf die Suche nach dem Kolonisten und ging ins Innere der Wohnung. Als er zurückkam, sagte er:

„Wollen wir essen; der Kerl hatte schon alles fertig. Am besten unterlassen wir alle Zeremonien und betrachten uns als Herren im Hause, denn wenn wir warten wollen, bis diese Leute sich in Bewegung setzen, sind wir schön lackiert." — — —

Sie aßen mit Appetit und tranken Bier in Menge. Der Herr des Hauses und der Gerichtsdiener bedienten bei Tisch. — — —

Nach dem Essen fingen sie gemütlich an zu rauchen, und als eine große Müdigkeit die Gesellschaft zu überwältigen begann, versuchte der Schreiber sie zu beleben, indem er zum Munizipalrichter sagte:

„Befehlen Herr Doktor nicht, die Sitzung zu eröffnen?"

Der Munizipalrichter reckte sich gähnend, wie wenn man ihn zu der langweiligsten aller Arbeiten aufforderte.

„Oh ja. Nur zu, lieber Pantoja".

Der „Maracajá" setzte die Brille auf und rückte sie an der Stirne zurecht, während er den Tisch für die Sitzung in Ordnung brachte. Der Gerichtsdiener reichte ihm einen kleinen Koffer, dem er Schreibmaterial und ein Formular entnahm, das er an einer bezeichneten Stelle aufschlug. Er suchte nach gutem Licht, setzte sich und begann, über das doppeltgerandete Papier gebeugt, die Prozeßformeln herzusagen. Der Munizipalrichter nahm am oberen Ende des Tisches Platz, und müde und gleichgültig sah er der Tätigkeit des Schreibers zu.

„Es ist alles bereit."

„Nun, dann eröffnen Sie die Sitzung," befahl der Munizipalrichter dem Schreiber.

Dieser schritt, mit einer Glocke in der Hand, zur Tür, begann zu läuten und rief, indem er vor dem Hause auf und ab ging, mit näselnder Stimme aus:

„Sitzung des Herrn Munizipalrichters! . . Sitzung des Herrn Munizipalrichters!"

Unter der glühenden Sonne, inmitten der schweigenden Welt, erschreckten die durchdringenden Rufe, die sich in der vollkommenen Stille verstärkten, die Bewohner der Kolonie.

Dann wurde der Herr des Hauses gerufen. Verwirrt und ängstlich trat er ins Zimmer. Man befahl ihm näherzukommen und stellte Fragen an ihn, die er nur mit gedämpfter und zitternder Stimme beantwortete. Als er erklärte, daß sein Vater seit vier Jahren tot wäre, knurrte der Schreiber:

„Sieh mal, sieh . . . Dieser Held hier macht vom Nachlaß Gebrauch, als ob er ihm schon gehörte . . . ohne der Justiz und dem Fiskus davon Mitteilung gemacht zu haben."

Gleichgültig erhob sich der Munizipalrichter und sagte zum Schreiber:

„Lieber Pantoja, nehmen Sie das Inventar auf."

Er schritt in das Zimmer, wo seine Kollegen friedlich und faul, auf dem Bett ausgestreckt, rauchten. Er legte den Paletot ab und warf sich hin, wie die anderen.

Im Zimmer folterte Pantoja den Kolonisten mit Fragen und von Zeit zu Zeit hielt er inne, um zu drohen:

„Wenn Ihr mir irgend etwas vom Hause oder den Ländereien und vom Kaffeeberg verbergt, dann habt Ihrs mit der Justiz zu tun. . . Ihr seid geschickte Leute, aber ich bin ein geriebener Fuchs. . . Es stehen die Strafen der Unterschlagung darauf. . . Schreckliche Strafen!"

So wickelte er seine Drohungen in die Falten technischer Ausdrücke, womit er den Deutschen noch mehr ängstigte. — — —

Zwei Stunden arbeitete der Schreiber an der Inventur. — Dann gingen alle auf den Hof, machten verschiedene Runden und besichtigten jede Einzelheit des Grundstücks: als sie unter dem fruchtbeladenen . . . Orangenbaum standen, bemerkte der Munizipalrichter:

„Die Ordnung und Sauberkeit dieser Kolonie ist bewundernswert. Nichts fehlt hier, alles gedeiht, alles entzückt einen. . . Wie anders dagegen, wenn man durch Land reist, welches von Brasilianern bebaut ist! Überall Nachlässigkeit, Verwahrlosung; und mit der Gleichgültigkeit verbindet sich Trostlosigkeit und Elend. Und trotzdem eifert man gegen die Einwanderung!"

„Dann müßten wir also nach Ihrer Theorie," unterbrach ihn der Syndikus, „alles den Deutschen ausliefern?"

„Gewiß!" warf der Schreiber ein. „Nach dem was der Herr Munizipalrichter sagt . . .?"

„In der Tat," erklärte dieser, „mir wäre es schon recht, wenn dieses Land den Fremden ausgeliefert würde, die es besser zu schätzen wüßten als wir. Meinen Sie nicht auch, Dr. Itapecurú?"

Der „Rechtsrichter" setzte eine feierliche Miene auf:

„Ja und nein, wie es in der alten Scholastik heißt. Es besteht kein Zweifel, daß dem Brasilianer der Geist der Analyse fehlt. Und wenn ich Brasilianer sage, so meine ich uns alle. Und was läßt sich ohne Analyse machen? Wir teilen das Schicksal Spaniens, das im Namen der Philosophie unterlegen ist. Mit einem analytischen Volke konnte es nicht in Wettbewerb treten." — — —

Am folgenden Tage, um neun Uhr, kündigte der Schreiber durch Glockenzeichen die Sitzung für die Inventur bei den Nachbarn von Kraus an.

Im Zimmer saßen der Munizipalrichter und der Schreiber am Tisch und walteten ihres Amtes; der Syndikus und der Rechtsrichter standen nach innen gewendet am Fenster und unterhielten sich; an die Wand gelehnt und von Kindern umringt, folgten zwei Frauen und ein Mann eingeschüchtert der Verhandlung in der Erwartung aufgerufen zu werden.

„Herr Syndikus haben als Waisenpfleger bei den drei Inventuren zu amtieren. Es sind einige Unmündige dabei, die des gesetzlichen Schutzes Eurer Hochwohlgeboren bedürfen," sagte der Schreiber spottend.

Der Syndikus lächelte befriedigt und nahm an dem Tische Platz.

„Ist es nicht möglich bei diesem Mahl auch mir ein Butterbrot zukommen zu lassen?" fragte der Rechtsrichter mit blödem Lächeln.

„Ew. Hochwohlgeboren wissen, daß es beim Schluß des Geschäftes Ihres Segens bedarf. Alle werden vom Kuchen essen. — Witwe Schultz!" rief der Schreiber.

Nach einigem Zögern näherte sich eine hochgewachsene, noch junge Bäuerin.

„Seit wann ist Ihr Mann tot?" fragte der Schreiber, indem er angesichts der Teilnahmslosigkeit des Munizipalrichters mit den Fragen begann.

„Seit zwei Jahren."

„Immer dieselbe Sache. . . Niemand achtet das Gesetz, hier erben alle ohne die geringste Zeremonie. . . Das wird aufhören. Ich schwöre es."

Dann nahm er die ersten Erklärungen der Witwe entgegen, die niedergeschlagen und vom gerichtlichen Apparat eingeschüchtert, alles folgsam beantwortete. Der Munizipalrichter und der Waisenpfleger erhoben sich, ohne sich um die Sitzung zu kümmern und begannen am Fenster eine Unterhaltung. Die Frau hatte inzwischen immerfort freche Beleidigungen von Pantoja zu erdulden, und eine tiefe Beschämung überkam sie.

„Wieviel Fuß Kaffee hat Ihre Kolonie?"

„Fünfhundert. . ."

„Nur? Lügen Sie nicht . . . sonst werden wir uns in Cachoeiro zu unterhalten haben."

„Aber, Herr, es ist möglich, daß es mehr oder weniger sind, ich habe sie nicht einzeln gezählt, mein verstorbener Mann schätzte sie auf vierhundert . . . ich habe etwa hundert in den zwei Jahren hinzugepflanzt."

„Gut, ich runde die Zahl ab."

Und schweigend, ohne der Befragten etwas zu sagen, die ohnehin portugiesisch nicht lesen konnte, schrieb er:

„Tausendfünfhundert Fuß Kaffee."

Pantoja fuhr mit der Inventur fort und gemäß seiner alten Methode, alles selber zu machen, erhöhte er in schamloser Weise den Wert der Güter, um seine eigenen Einnahmen zu steigern. Nach einiger Zeit sagte er zu der Bäuerin:

„Nun können Sie gehen. In zwei Wochen haben Sie in Cachoeiro in meinem Bureau zu erscheinen, um die Papiere abzuholen."

Die Frau wandte sich glücklich und erleichtert zum Gehen.

„Warten Sie da! Welche Dreistigkeit! Noch habe ich Ihnen nicht die Hauptsache gesagt," bemerkte mit spöttischem Ton der Maracajá.

Auf ein Papier schrieb er verschiedene Posten, addierte sie murmelnd und sagte schließlich bei sich: Hundertachtzig Milreis.

„Es stimmt; hören Sie, bringen Sie das Geld für die Gebühren mit. Dreihundert Milreis. Verstanden?"

„Dreihundert Milreis! . . . Dreihundert Milreis! . . . Lieber Herr!"

„Nichts da von lieber Herr und dergleichen, hier werden keine Almosen gegeben . . . und seien Sie froh, daß kein Prozeß stattgefunden hat. Wenn Sie sich einen Advokaten hätten bestellen müssen, so wäre das eine schöne Sache geworden. . . Dreihundert Milreis! Kein Wort mehr, und den Schnabel gehalten! Wenn ich höre, daß Ihr bei den Leuten Lärm schlagt, kriegt Ihr es mit mir zu tun."

Die Kolonistenfrau warf flehende Blicke auf die beiden Richter, die ihre Unterhaltung gleichgültig fortsetzten. Hilflos und gedrückt verließ sie gesenkten Hauptes das Sitzungszimmer. Pantoja rief den Kolonisten, der schon wartete, aufgefordert zu werden. Und nachdem er mit ihm dieselbe Sache wiederholt hatte, ging er zur Erledigung des letzten Falles über. — — —

Und das Inventar wurde aufgestellt wie die anderen, mit denselben Erpressungen und Gewalttätigkeiten. Als der Schreiber der Frau zum Schluß sagte, sie hätte ihm zweihundert Milreis auszuzahlen, fing sie an zu weinen.

„Lassen wir die Szenen. . . Sie wollen die Justiz zwingen, umsonst zu arbeiten. Das fehlte gerade noch."

„Aber ich kann so viel Geld nicht beschaffen."

„Verkaufen Sie Ihr Haus."

„Ja, lieber Herr, ich werde verkaufen was ich habe, um die Schulden meines Mannes, die der Krankheit wegen gemacht werden mußten, zu bezahlen, und dann für die andern arbeiten.

„Zuerst die Justiz. . . Wenn Sie nicht zahlen wollen, werden Sie weder das Haus noch das Land verkaufen; ich nehme die Papiere mit, und dann wollen wir sehen." — — —

Nach dem Frühstück waren die Pferde zur Abreise gesattelt. — — —

„Ich habe mich ja noch nicht mit meinem Freunde unterhalten."

Hierbei klopfte er Franz Kraus auf die Schulter, und als dieser ihn, von solcher Zutraulichkeit erschreckt, anstarrte, fügte er mit ironisch höflicher Miene hinzu:

„Vielen Dank für die Gastfreundschaft, Kamerad . . . aber noch fehlt etwas."

„Was?" fragte unruhig der Kolonist.

„Unsere Unkosten, lieber Freund. Ihr könnt. . . Und darum gebt uns gleich. Der Kredit riecht mir schlecht . . . geht, sucht. . . Vierhundert Milreis."

Der Mann wankte. — — —

„Nur zu, Freund, erschreckt nicht. Das Geschäft könnte auch schlechter sein. . . Advokaten, Prozesse, Pfändungen. . ."

Unter diesem Druck ging der Kolonist automatisch auf sein Haus zu.

Nach einiger Zeit erschien er wieder. Seine Augen waren rot, die Wangen waren geschwollen und glühten. Er hatte geweint.

Pantoja nahm das Geld in Empfang und zählte es nach. Der Kolonist hörte taub und niedergeschlagen zu.

„Schön! Jetzt ist alles in Ordnung. Bleiben wir gute Freunde. Holt Euch die Papiere im Bureau ab, Ende des Monats."

Und er stieg auf. Die Gesellschaft ritt fort. — — —

Mitten im Hofe stehend, den Hut in der Hand, den Kopf der Sonne ausgesetzt, sah der Kolonist mit rollenden Augen das Gericht sich entfernen. . . Und als es verschwunden war und alles wieder in tiefem Frieden lag, blieb sein Blick lange in dieselbe Richtung gebannt. Plötzlich in einer furchtbaren und feigen Wut, murmelte er ängstlich zur Seite blickend:

„Räuber! — — —"

---

6. Der Charakter der Kolonistenbevölkerung und seine Akklimatisation.

Die vorstehende Szene, die Graça Aranha — nicht ohne warmes Mitgefühl für die Kolonisten — dem Leben, soweit ich beurteilen kann, wahrheitsgemäß nachgedichtet hat, interessiert auch insofern, als sie einige wesentliche Charakterzüge des deutschen Urwaldbauern wiedergibt, dessen Verhalten gegenüber der sittlich unter ihm stehenden, aber gewandteren Rasse schwerfällig, sklavisch, beschränkt erscheint. Dieses Auftreten hat nicht wenig dazu beigetragen, daß das deutsche Volk sich sogar in den urteilsfähigeren Kreisen Brasiliens — vom übrigen Südamerika ließe sich Ähnliches sagen — keines sehr großen Ansehens erfreut. Bei der Überschätzung des Äußerlichen durch die selber äußerliche und oberflächliche einheimische Bevölkerung kann von ihr die Ordnungsliebe, die Gründlichkeit, der Fleiß, die Gemütstiefe, der religiöse Sinn des Deutschen nicht richtig gewürdigt werden, ja, wird als eine Art unangenehmer Streberei mit Haß und Argwohn betrachtet und, wenn irgend möglich, ausgebeutet.

Es ist merkwürdig, wie wenig sich der Charakter des deutschen Kolonistenvölkchens von den neuen Verhältnissen, von der fremdartigen Umgebung hat beeinflussen lassen. Im allgemeinen haben die Pommern und die anderen deutschen Stammesangehörigen, die nach Espirito Santo gekommen sind, ihr altes Wesen bewahrt.

Ihr Temperament jedenfalls ist in der tropischen Sonne und der Luft des Waldgebirges kaum anders geworden. Daß die Einwirkung des intensiveren Lichtes sie lebhafter oder die Milde und Gleichmäßigkeit der Temperatur sie apathischer gemacht hätte, läßt sich schwerlich behaupten. Sollten die beiden Faktoren sich gegenseitig aufheben?

Solange der Branntwein die Geister nicht weckt und berauscht, spielen sich die Festlichkeiten in gemessener Ruhe ab. Es wird viel und ausdauernd getanzt, aber die Paare drehen sich bei den einförmigen, an Negermusik erinnernden Weisen einer Ziehharmonika scheinbar vollkommen gleichgültig. Wenn auch das Klima die sexuelle Reife schneller herbeiführt, wenn es vielleicht auch die Sinnlichkeit stärker anfacht — die Leidenschaften hat es nicht geschürt. Eher ernster und stiller scheint die Bevölkerung geworden zu sein.

Die alte Ruhe und Bedächtigkeit ist den Pommern also geblieben. Und damit auch die alte Gewissenhaftigkeit, die Pflichttreue, Redlich-

keit und Ehrlichkeit. Die Korruption und moralische Verderbnis rings um ihn her, hat ihn nicht infiziert, hat ihn bei der sprachlich bedingten geistigen Sperre wohl auch gar nicht vergiften können. Daß Verbrechen wider das Eigentum unter den Kolonisten kaum vorkommen, ist bei dem Vorwiegen der Eigenwirtschaft und bei der Straffheit der Gemeindeorganisation ohnehin nicht verwunderlich. Auch für die Prostitution ist bei der herrschenden Wirtschaftsverfassung kein Platz.

Delikte wider die Person, insbesondere Beleidigungen und Prügeleien, sind schon häufiger; sie sind meist eine Folge des Alkoholgenusses. Totschlag, Mord und ähnliche Gewalttätigkeiten sind jedoch bei der Winzigkeit der in Frage stehenden Bevölkerungsgruppe eine große Seltenheit. Übrigens sind die Kolonisten in dieser Beziehung meist auf Selbsthilfe angewiesen, da die Justiz vorwiegend nach „geschäftlichen Grundsätzen" handelt, wenn sie nicht überhaupt dem Laisser-faire-Prinzip huldigt. Die Institution der Blutrache ist somit in gewisser Weise wieder aufgelebt. Bezeichnend ist der folgende Vorfall, der kurz vor meiner Ankunft in Espirito Santo das große Ereignis des Tages bildete: Ein junger Deutscher, ein Caxéiro, der von einem Kolonisten beleidigt worden war, hatte diesen hinterrücks niedergeschossen. Er kam infolgedessen ins Gefängnis. Doch wurde er von Freunden oder Verwandten „losgekauft". Bald nachdem er wieder auf der Bildfläche erschienen war, ereilte ihn das Schicksal, und er wurde von einer Kugel niedergestreckt. Die Täter haben noch mit dem Gericht zu tun gehabt, den Fall aber auch ihrerseits mit Geld zu erledigen gewußt.

Noch mehr als im öffentlichen Leben tritt die Notwendigkeit der Selbsthilfe im wirtschaftlichen Leben des Kolonisten hervor. Der Unterstützung der Nachbarn, der Bittarbeit, kann er zwar nicht entraten (Kapitel V, 4), aber im allgemeinen ist er doch ganz auf die eigenen Kräfte angewiesen.

Und damit hängt wohl zusammen, daß sein Selbstgefühl sehr gewachsen ist. Den einheimischen Behörden gegenüber wagt es sich zwar nicht hervor — ein trauriges Erbteil der früheren Hörigkeit —, aber sonst tritt es deutlich zutage. Das Rassengefühl ist jedenfalls sehr lebendig. Den Lusobrasilianer, insbesondere den Farbigen, den „Schwarzen" oder „Blauen", wie er ihn nennt, verachtet er aus tiefster Seele. Fast nie wird es zu einer Heirat zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen kommen. Ja, selbst die Gastfreundschaft wird dem Einheimischen, wenn irgend möglich, verweigert, wobei allerdings das

Gefühl des Mißtrauens mit entscheidet. Aber auch dem eigenen Volksgenossen gegenüber tritt der Kolonist selbstbewußt auf. Gegen Beleidigungen ist er sehr empfindlich. Soziale Unterschiede kennt er nicht. Ein jeder, selbst der Vendist, der Pfarrer sowie auch der fremde Reisende, wird mit Handschlag begrüßt und mit Du angeredet. Gern wird der Grundsatz ausgesprochen: Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Abstufungen der Wohlhabenheit haben im Gemeindeleben keine Bedeutung. Bei der Wahl des Kirchenvorstandes spielen Ehrgeiz und Machtstreben eine geringe Rolle, wie der mir bekannt gewordene Fall zeigt, daß man ein dem Trunke ziemlich stark ergebenes Gemeindemitglied gewählt hat, um es durch die neuen Pflichten auf den rechten Weg zu bringen. Allerdings scheint bei dem Amt des Vorstandes ein kleiner Anfang von Erblichkeit hier und da schon vorhanden zu sein. — Selbst das Verhältnis der Eltern zu den Kindern ist wenig autoritativ. Geschlagen werden die Kinder selten. Sobald sie erwachsen sind, machen sie sich selbständig, was die wirtschaftlichen Verhältnisse immer gestatten. Über den Ungehorsam der Kinder wird in Espirito Santo manches Lied gesungen.

Man sieht also: Selbständigkeit, Unabhängigkeitssinn, Selbstgefühl haben in der neuen Umgebung eine Steigerung erfahren, eine Folge natürlich nicht der klimatischen, sondern der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse. Auf diesen Komplex von Charaktereigenschaften beschränkt sich aber auch so ziemlich die umgestaltende Kraft des veränderten Milieus.

In intellektueller Beziehung hat der anfängliche Mangel an Schulen mit Ausnahme eines vorübergehenden Analphabetentums keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Denn der stark grassierende Aberglaube ist von den Großeltern überkommen. Von ihnen hat man gelernt, krankes Vieh zu besprechen und das Heilige Abendmahl als Heilmittel für den menschlichen Organismus anzusehen. Die Gespenster und die Vorboten des Todes gehören derselben Gattung an, die bei uns auf dem Lande ihren Spuk treiben. Von dem noch hirnverbrannteren Aberglauben der Neger ist, wie es scheint, nichts übernommen worden.

Anderseits hat auch die Phantasie durch die Eigenart des Urwaldlebens kaum Anregung erfahren. Der Kolonist ist von sehr trockener und nüchterner Denkweise. Das verrät unter anderem die Art seines Humors, für den folgende Probe bezeichnend ist: Nach dem Essen soll man das Rauchen nicht vergessen. „Und das“ steht in der Bibel.

Nach einer Seite hin freilich treibt die Einbildungskraft eigenartige Blüten: ich denke an den berüchtigten Kolonieklatsch, dessen Gegenstand natürlich häufig der Pfarrer mit seiner Familie ist. Was an phantastischen Einfällen möglich ist, zeigt z. B. das Gerücht, das sich während seiner Reise in Espirito Santo über den Verfasser dieser Zeilen verbreitete: er sei der deutsche Kronprinz, der verkleidet umherreise, und demnächst würde der Kaiser selber kommen, ihn abzuholen.

Ob hierbei der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen ist? Ich glaube es kaum. Die Enge des geistigen Horizonts verhindert die Entstehung und Ausbildung patriotischer Vorstellungen. Ein starkes Rassengefühl ist zwar, wie erwähnt, vorhanden, ist aber doch wohl nur Sache des Instinkts. Wenn sich die Kolonisten nach drei Generationen des Aufenthalts im fremden Lande noch als Deutsche fühlen, so drückt sich darin keineswegs eine Sehnsucht nach der alten Heimat oder das Bewußtsein aus, kulturell zu ihr zu gehören. Ich habe vielmehr häufig genug hören müssen, daß es sich in Brasilien, in Espirito Santo, unendlich viel angenehmer und besser leben lasse als in Deutschland.

Man darf sich kein Hehl daraus machen, daß das, was die deutsch-evangelischen Kolonisten treu bei ihrer Sprache und ihrem Glauben verharren läßt, zum großen Teil die Indifferenz des Wirtsvolks und -staats auf dem Gebiete des Schulwesens ist. Die geistige Enge, die auf der einen Seite für das nationale Bewußtsein keinen Raum läßt, ist anderseits — ich wage es auszusprechen — ein festes Bollwerk des Deutschtums in Espirito Santo.

Ein Willensmoment kommt freilich hinzu: das zähe Festhalten am Althergebrachten, der konservative Sinn des germanischen Bauern. Mit derselben Beharrungskraft behauptet sich ja auch die Gemeindeorganisation und erben sich selbst überlebte Sitten und Gebräuche als ewige Krankheit fort.

Das herrliche Gegenstück dazu ist die Tatsache, daß der Arbeitswille der Bevölkerung, die Tatkraft auf wirtschaftlichem Gebiete gleichfalls die alte Stärke bewahrt hat. Höchstens im feuchtwarmen Klima des Tieflandes beginnt er zu erlahmen. Daß der eigentliche Erwerbstrieb sich unter der herrschenden Wirtschaftsverfassung nicht hat entwickeln können, will demgegenüber nichts besagen.

Alles in einem: Der deutsche Urwaldbauer von Espirito Santo steht vor uns als ein Bild markiger Kraft inmitten eines schwächlichen

und entarteten Geschlechts. Im Laufe von drei Generationen hat ihn weder das milde Klima verweichlicht und entnervt, noch die Mühsal des Urwaldlebens verkümmern lassen. Eher gestählt ist er aus dem Kampf ums Dasein hervorgegangen. Noch bewahrt er neben den kleinen Schwächen und neben manchen großen Fehlern auch alle herrlichen Tugenden des Germanen: die Stetigkeit und Zähigkeit, die Treue und Keuschheit, die Frömmigkeit und Redlichkeit, den Unabhängigkeitssinn und den Stolz. So steht er da als weitvorgeschobener Wachtposten zwar nicht der politischen Herrschaft Deutschlands, aber deutschen Wesens und deutscher Kultur! — ohne freilich von der Größe und Macht des Reiches und von der Herrlichkeit und dem Glanze deutscher Geistesschöpfungen etwas zu ahnen.



Tabellen.

Temperatur im Jahre 1912

in ° C.

Tabelle I. Santa Leopoldina.

	Januar			Februar			März			April			Mai			Juni		
	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.
1	23	24	23	22	25	29	21	30	26	20	27	24	17	25	22	11	18	16
2	23	25	24	21	25	27	20	27	26	19	28	24	16½	22	21	12	18	17
3	24	25	24	22	28	26	21	24	21	20	28	24	17	22	22	15	20	17
4	23	24	23	21	26	26	19	25	22	20	26	24	16½	23	21	15	20	18
5	24	24	23	21	30	25	20	23	21	20	27	24	19	23	21	14	22	19
6	22	22	22	20	29	26	19	23	22	20	24	22	16	23	21	12	22	17
7	19	21	21	19	28	25	20	25	22	20	22	21	17	23	21	15	25	20
8	20	22	21	18	29	26	20	25	22	18	24	22	14	23	20	15	21	18
9	19	22	22	18	29	26	20	25	22	17	26	23	17	21	20	17	21	18
10	18	26	23	18	28	27	19	22	21	18	26	22	17	22	19	15	23	20
11	21	23	22	21	29	27	20	26	24	18	24	22	16	22	20	16	26	22
12	22	22	22	20	28	23	22	26	23	18	23	22	16	23	21	16	24	21
13	21	22	22	20	28	25	19	27	23	19	23	22	16	26	21	16	24	20
14	21	23	24	21	29	24	16	26	23	17	24	22	16	22	21	17	26	20
15	19	21	21	22	26	23	19	25	23	22	26	23	18	22	19	18	26	20
16	19	22	22	22	24	22	16	28	24	17	26	21	16	26	21	17	27	21
17	18	26	23	21	22	22	19	28	23	16	24	21	16	26	21	19	24	22
18	21	22	22	21	21	21	20	29	25	19	26	23	16	25	20	18	24	21
19	22	24	21	20	24	22	19	26	23	20	25	23	16	26	21	19	22	18
20	21	22	21	21	25	23	21	26	23	18	24	21	16	26	21	18	19	16
21	22	24	24	21	26	24	20	24	22	17	23	21	16	25	21	16	20	18
22	22	24	23	20	28	25	20	24	21	16	25	22	16	25	21	14	21	18
23	22	24	23	21	28	26	19	24	23	18	25	22	16	24	20	15	20	18
24	25	28	24	21	29	26	19	24	20	19	24	21	19	26	21	16	20	18
25	25	28	26	18	29	26	17	26	23	19	21	20	18	26	21	17	20	17
26	21	29	27	17	27	25	19	26	24	18	23	21	16	24	20	16	19	17
27	20	30	26	18	27	19	18	27	25	18	20	19	18	24	19	15	20	17
28	21	31	27	19	28	25	20	27	24	17	21	19	16	20	18	14	21	19
29	19	30	27	18	28	24	20	27	24	17	22	21	15	21	18	16	24	17
30	20	30	27	—	—	—	20	27	24	19	24	22	18	19	17	16	24	19
31	20	28	25	—	—	—	20	28	25	—	—	—	18	19	17	—	—	—
	21	25	23	20	27	25	19	25	23	18	24	22	17	23	20	16	22	19

Tabelle II. (Fortsetzung.)

	Juli			August			September			Oktober			November			Dezember		
	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.
1	16	23	20	15	17	15	16	21	20	15	19	18	19	27	21	21	22	20
2	16	24	21	14	16	15	17	23	20	17½	25	21	18	29	24	19	20½	18
3	17	19	16	15	18	17	15	22	17	19	—	—	18	29	23	16	19	18
4	15	17	16	15	18	17	8½	21	16	—	—	15	18	29	23	18	20	20
5	13	21	19	17	23	21	14	21	17	14	19	15	19	31	25	15	25	22
6	17	22	18	14	21	17	12½	22½	19	13	18	15	22	30	23	20	27	26
7	17	24	19	11	21	17	17	22	18	10	18	15	20	31	27	21	30	27
8	14	24	19	15	22	17	15	23	19	13	19	12	18	30	26	22	29	24
9	17	19	16	17	22	19	14	25	20	18	22	19	20	31½	24	19	25	22
10	14	21	17	18	24	18	15	21	19	18	20	19	21	—	24	19	24	21
11	11	21	17	13	26	20	17	19	18	17	22	20	21	27½	23	19	24	21
12	11	22	18	14	27	22	17	20	17	18	25	24	22	28	23	18	23	21
13	11	21	17	17	23	19	17	19	19	19	27	23	20	27	24	16	28	23
14	13	22	17	13	22	19	16	20	17	19½	25	21	21	29	25	17½	27	23
15	13	22	19	11	23	19	15	18	16	20	23	22	18	30	26	20	27	24
16	11	22	19	15	23	19	15	19	16	20	23	20	18	30	25	19	27	24
17	12	23	19	17	25	20	15	23	19	18	18	17	19	32	26	17½	30	27
18	13	24	19	15	26	20	15	24	21	16	19	18	20	31	26	18	29	24
19	15	23	20	16	25	21	15	25	21	17	22	20	21	32	26	21	27	24
20	15	17	16	15	28	22	18	26	22	16	24	20	20	32	27	21	30	27
21	11	20	17	15	21	19	19	28	23	18	26	22	20	32	27	21	25	23
22	13	16	15	16	24	20	19	24	16.	18	27	22	20	31	27	20	23	21
23	12	20	17	14	25	21	14	17	15	20	21	22	18	30	25	20	23	22
24	15	21	18	19	24	18	10	20	15	21	25	23	19	29	24	19	27	24
25	15	23	18	16	23	20	9	21	17	22	26	21	21	28	25	19	29	25
26	15	25	19	15	26	21	10	23	17	18	23	20	21	26	23	21	30	25
27	16	25	20	14	25	20	11	26	20	15	26	20	20	24	22	21	30	22
28	17	21	18	16	25	20	15	26	21	18	24	20	18	24	21	21	29	24
29	17	21	19	16	26	20	18	25	21	18	25	21	19	22	23	20	30½	27
30	17	20	18	18	18	16	17	18	16	19	25	21	21	28	26	22	32	28
31	17	17	15	15	18	16	—	—	—	19	23	21	—	—	—	22	32	29
	14	21	18	15	23	19	15	22	18	18	23	20	20	29	24	19	27	23

Temperatur im Jahre 1913
in °C.

Tabelle III. Santa Leopoldina.

	Januar			Februar			März			April			Mai			Juni		
	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m	6 p. m.
1	23	26	23	23½	27	23	19	31	25	21	25	25	20	22	20	13	23	20
2	19	21	20	19	27	22	19	30	26	20	29	25	20	23	22	14	25	22
3	16	21	20	15	25	22	19	31	25	22	30	26	17	26	23	17	22	21
4	19	25	23	16	26	22	20	31½	25	22	24	22	17	27	22	20	22	21
5	19	29	23	16	27	23	20	32	26	19	21	20	15	28	20	18	25	21
6	20	28	25	21	28	24	19	32	26	19	21	19	15	28	21	15	25	22
7	21	30	27	21	27	25	22	31	25	20	22	21	15	28	23	17	24	21
8	21	32	27	21	26	24	19	31	25	19	26	23	18	26	23	18	20	18
9	23	27	24	18	26	24	20	31	26	17	27	24	17	28	22	15	20	18
10	22	27	23	18	30	24	18	31	26	18	29	24	18	28	23	16	19	17
11	22	28	26	20	29	24	19	31	25	19	29	25	18	24	22	15	20	16
12	22	29	27	18	28	23	20	31	25	19	29	25	19	26	22	12	19	17
13	21	30	27	19	27	22	21	31½	26	19	29	25	15	25	21	15	19	16
14	21	28	24	21	28	21	20	31	26	19	28	24	15	25	21	13	20	17
15	21	31	26	20	23	22	19	31	26	19	28	24	16	26	21	13	19	16
16	19	31	27	22	22	23	19	30	26	20	30	25	17	23	21	13	21	18
17	20	31	26	22	26	23	19	30	25	20	27	23	12½	24	19	16	24	19
18	18	31	26	19	28	23	19	31	26	20	23	19	12	23	19	15	26	20
19	17½	31	27	20	27	23	19	31	26	16	22	19	14	22	19	17	23	19
20	19	32	28	21	26	24	18	30	26	16	22	22	16	23	18	18	25	22
21	19	32	28	19	28	25	18	30	25	17	24	21	18	22	20	20	26	21
22	23	31	28	19	30	25	18	27	25	19	24	22	18	22	20	18	19	18
23	21	31	28	18	30	25	18	30	25	18	28	23	15	22	18	16	20	17
24	22	33½	27	20	31	27	20	31	27	19	28	23	16	22	19	13	21	17
25	21	26	22	20	30	26	20	28	22	21	25	23	18	18	18	13	21	19
26	20	24	22	20	31	27	20	26	23	21	27	24	17	18	19	13	21	19
27	20	25	22	21	31½	25	18	26	22	19	27	22	17	23	21	16	—	—
28	21	29	24	20	30	26	15	26	22	17	27	22	15	25	20	17	20	18
29	20	23	22	—	—	—	15	26	23	15	26	22	15	23	20	15	22	20
30	22	29	25	—	—	—	17	27	24	16	25	21	14	22	20	17	22	20
31	22½	28	24	—	—	—	20	30	26	—	—	—	17	23	20	—	—	—
	21	28	25	19	28	24	19	30	25	19	26	23	16	24	21	16	22	19

Tabelle IV. (Fortsetzung.)

	Juli			August			September			Oktober			November			Dezember		
	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m.	6 p. m.	6 a. m.	2 p. m	6 p. m.
1	15	22	17	12	24	19	16	26	20	19	28	22	18	28	23	16	26	19
2	12	—	18	15	25	20	14	25	20	19	28	22½	20	28	22	18	24	19
3	13	21	16	16	23	19	17	25	20	18	26	22	21	25	20	13	21	17
4	12	21	18	12	22	18	14	25	20	18	27	22	18	22	19	16	24	19
5	12	21	19	15	23	19	17	22	20	20	22	20	18	23	21	17	23	20
6	15	23	20	13	24	19	17	19	17	18	25	20	20	26	23	20	27	22
7	13	22	18	15	23	17	15	19	18	19	27½	23	21	24	20	19	30	22
8	12	22	17	13	25	17	16	19	16	20	26	21	17	23	18	18	28	22
9	14	25	19	17	24	19	15	24	19	19	26	20½	14	26	21	15	28	23
10	15	24	19	16	26	21	17	26	21	19	27	22½	15	27	21	18	30	26
11	15	23	20	17	19	16	15	26	19	20½	29	23	15	26	21	20	32	23
12	15	26	21	11	21	18	14	24	20	20	31	26	17	26	21	21	24	23
13	17	21	19	13	22	19	16	25	20	20	31	24	19	25	23	20	28	23
14	17	20	18	12	24	19	17	26	23	21	31½	25	19	32	26	22	25	23
15	16½	23	18	12	23	16	20	28	22	22½	31	26	19	32	26	21	30	25
16	14	24	20	13	21	19	19	28	23	22½	31½	26	20	31	25	23	29	23
17	12	25	20	17	19	19	20½	27	22	22	22	20	17½	32	26	20	30	26
18	14	25	21	18	23	19	20	27	23	19	23	18	21	32	27	24	31	24
19	14	25	19	16	23	20	18	27	22	16½	19	15	20	33	28	22	27	23
20	13	24	19	18	26	21	19	22	18	15	20	17	22	32	25	20	24	21
21	15	22	19	17	26	21	16	22	18	10	22	16	18	23	19	20	27	21
22	16	23	20	19	26	21	17	22	20	11	22	17	16	23	19	21	27	24
23	16	23	20	18	26	21	17	25	20	11	27	20	17	28	22	22	30	25
24	16	25	21	19	26	21	16	25	22	16	29	20	20	30	24	21	31	25
25	14	23	21	18	19	15	18	23	20	16	30	24	21	31	26	21	26	22
26	17	24	21	14	18	17	19	30	23	17½	32½	24	22	30	25	21	29	24
27	18	23	17	15	23	18	17	31	24	19	32½	26	22	28	22	21	28	21
28	19	23	20	15	24	20	20½	25	21	19	27	23	20	26	22	20	24	20
29	19	21	20	16	20	16	20	21	18	22	19	20	19	24	22	19	27	23
30	14	24	19	13	23	17	19	23	20	19	—	19	20	27	21	20	28	24
31	15	24	19	10	25	18	—	—	—	18	24	21	—	—	—	19	30	25
	15	23	19	15	23	19	17	25	20	18	27	21	19	27	23	20	27	23

Tabelle V. **Geburten.**

Jahr	Campinho	Santa Leopoldina	Jequitibá	Kalifornien	Santa Cruz	Santa Joanna	Santa Maria	Vintecinco de Julho
Bis 1860	73							
1861	18							
1862	14							
1863	38							
1864	18	31						
1865	17	33						
1866	14	41						
1867	27	35						
1868	22	54						
1869	29	51						
1870	21	64						
	218	309						
1871	24	65						
1872	31	77						
1873	28	127						
1874	27	148						
1875	29	152						
1876	26	165						
1877	31	152						
1878	39	162						
1879	26	157	—					
1880	31	171	—					
	292	1376	32					
1881	42	125	—					
1882	38	103	—					
1883	62	61	—	12				
1884	41	81	—	7				
1885	35	84	—	14				
1886	32	68	—	13				

1887	35	81	—	14				
1888	31	88	—	19				
1889	33	74	—	17				
1890	43	87	—	25				
	392	852	1041	121				
1891	39	51	131	26				
1892	29	85	128	29				
1893	55	85	104	38				
1894	48	78	163	49				
1895	46	60	164	60	—			
1896	51	81	140	60	—			
1897	47	92	156	50	—			
1898	44	97	157	63	—			
1899	44	73	154	53	—			
1900	56	56	200	61	—			
	459	758	1497	489	116			
1901	59	51	169	71	—			
1902	71	54	183	66	—	35		
1903	72	51	157	63	—	17		
1904	62	57	123	69	—	11	37	
1905	72	42	139	75	—	28	68	
1906	72	69	127	81	—	25	65	
1907	82	49	125	78	—	37	82	
1908	88	51	119	69	—	48	64	
1909	87	30	94	79	—	51	67	
1910	66	44	107	83	—	60	67	
	731	498	1343	734	211	312	450	
1911	82	42	115	81	19	87	95	
1912	67	48	113	102	18	103	94	
	2314	3897 [1]	4141	1527	364	502	639	250 [2]

[1] Laufende Nummer des Registers; die Summe obiger Zahlen ist: 3883; offenbar sind aber im Kirchenbuch einige Eintragungen unterblieben. [2] Schätzung.

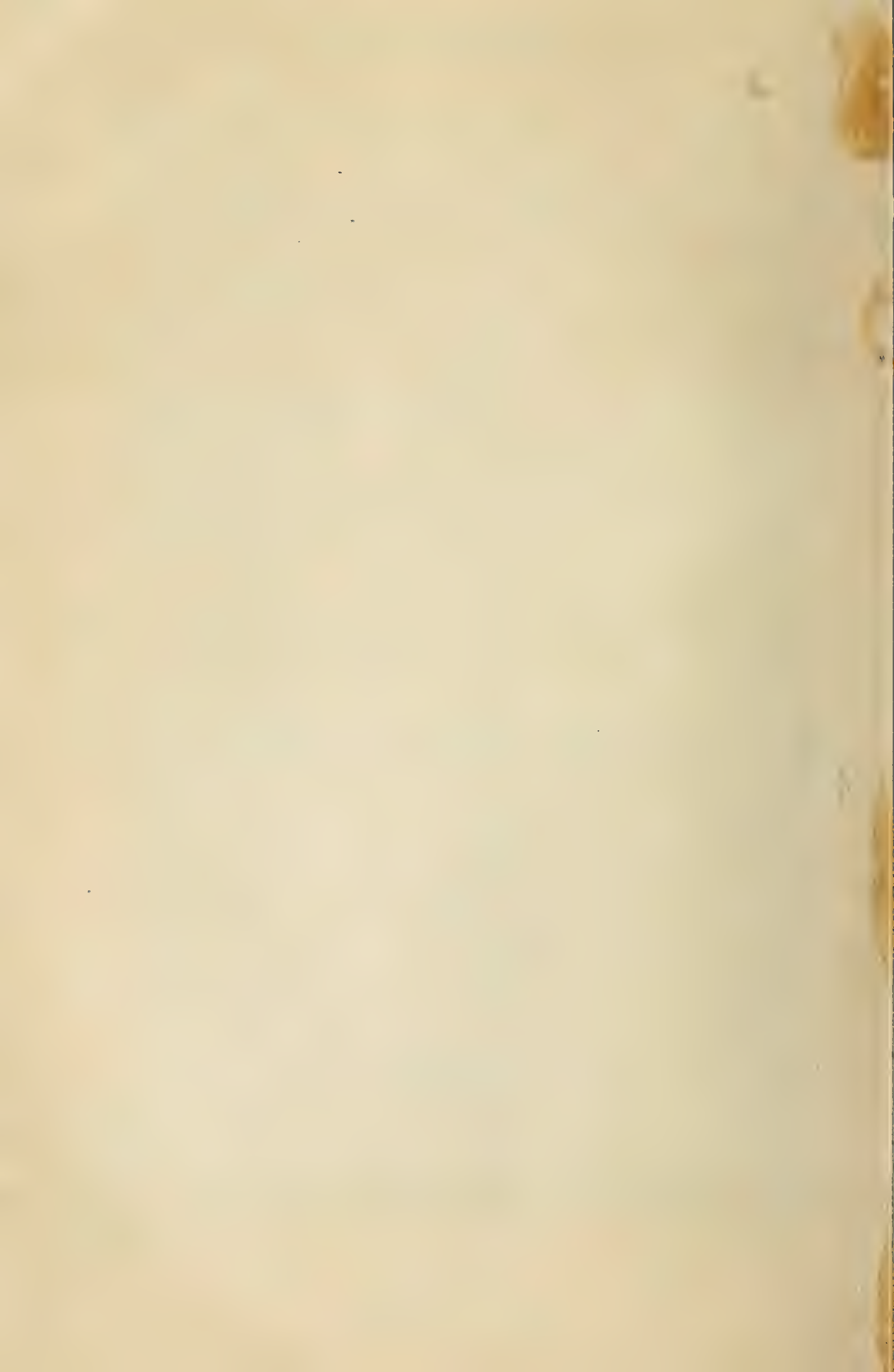
Tabelle VI.

Sterbefälle.

Jahr	Campinho	Santa Leopoldina	Jequitibá	Kalifornien	Santa Cruz	Santa Joanna	Santa Maria	Vintecinco de Julho
Bis 1860	34							
1861	14							
1862	10							
1863	3							
1864	6	6						
1865	6	6						
1866	13	13						
1867	10	13						
1868	5	4						
1869	7	13						
1870	16	19						
	90	74						
1871	8	11						
1872	9	30						
1873	11	29						
1874	6	27						
1875	13	35						
1876	6	16						
1877	7	17						
1878	5	9						
1879	4	12	—					
1880	3	20	—					
	72	206	2					
1881	7	19	—					
1882	10	6	44					
1883	6	10	—	3				
1884	12	13	—	4				
1885	6	16	18	—				
1886	10	5	17	—				

1887	8	15	20	2				
1888	20	23	37	5				
1889	10	20	43	—				
1890	5	18	27	1				
	94	145	208	15				
1891	14	11	15	4				
1892	10	20	28	6				
1893	18	13	21	9				
1894	9	14	24	10				
1895	12	17	24	7				
1896	8	32	21	8				
1897	11	19	26	6				
1898	7	35	26	8				
1899	4	16	37	5				
1900	9	14	29	11	—			
	102	191	251	74				
1901	7	4	30	13	—			
1902	21	9	39	9	—	3		
1903	12	8	34	13	—	3		
1904	14	15	36	12	—	1		
1905	9	5	21	13	—	2	4	
1906	11	9	27	18	—	6	7	
1907	17	7	34	11	—	10	12	
1908	15	9	28	12	—	6	7	
1909	12	8	31	15	—	12	14	
1910	9	9	28	21	—	21	19	
	127	83	308	137	49	64	63	
1911	9	5	25	6	4	23	16	
1912	16	4	18	19	3	14	14	
	544	708	812	251	56	101	93	50[3]

[3] Schätzung.

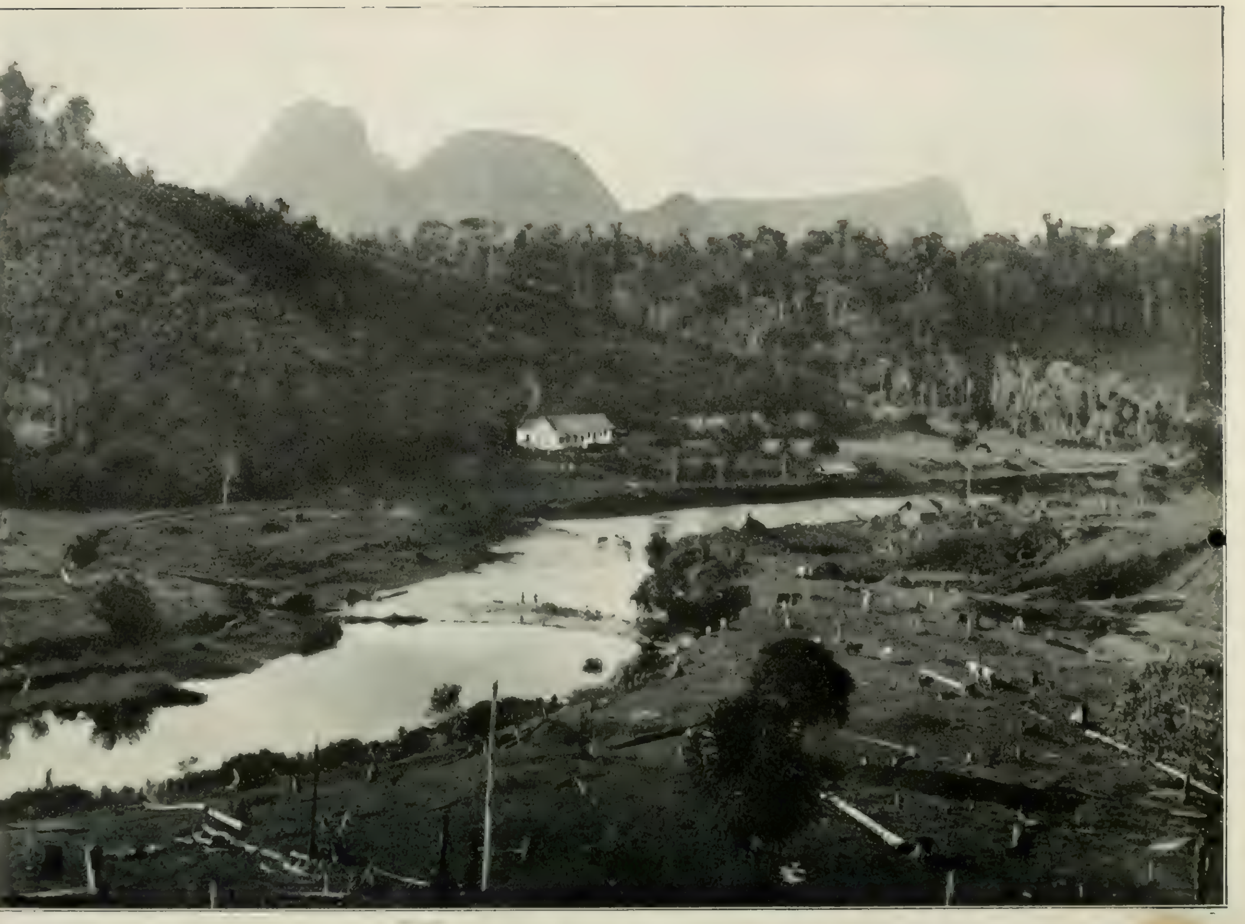




Porto do Cachoeiro am Santa Maria.



Vende in Soido.
Typische Landschaft des Hochlands.



Am Santa Joanna.
Typische Landschaft des Tieflands.

Neu angelegte Kolonie am Guandú (Tiefland).



Ältere Kolonie in Campinho (Hochland).



Zwölf Jahre alte Ansiedlung am Santa Joanna (Tiefland).



Kolonie in Jequitibá mit überständigem Kaffee (Hochland).

Geräte des Kolonistenbetriebes.

Wirtschaftsgebäude eines Kolonistenhofes.
Im Vordergrunde eine Maschollе (außer Betrieb).



Haus im Bau.



Drei Ansiedler-Generationen.



Vater Tesch,
Kolonist und Küster der Gemeinde Campinho, 75 Jahre alt.



Während der Predigt.

Campinho.



Schriften

des

Vereins für Sozialpolitik

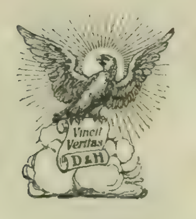
---

147. Band.

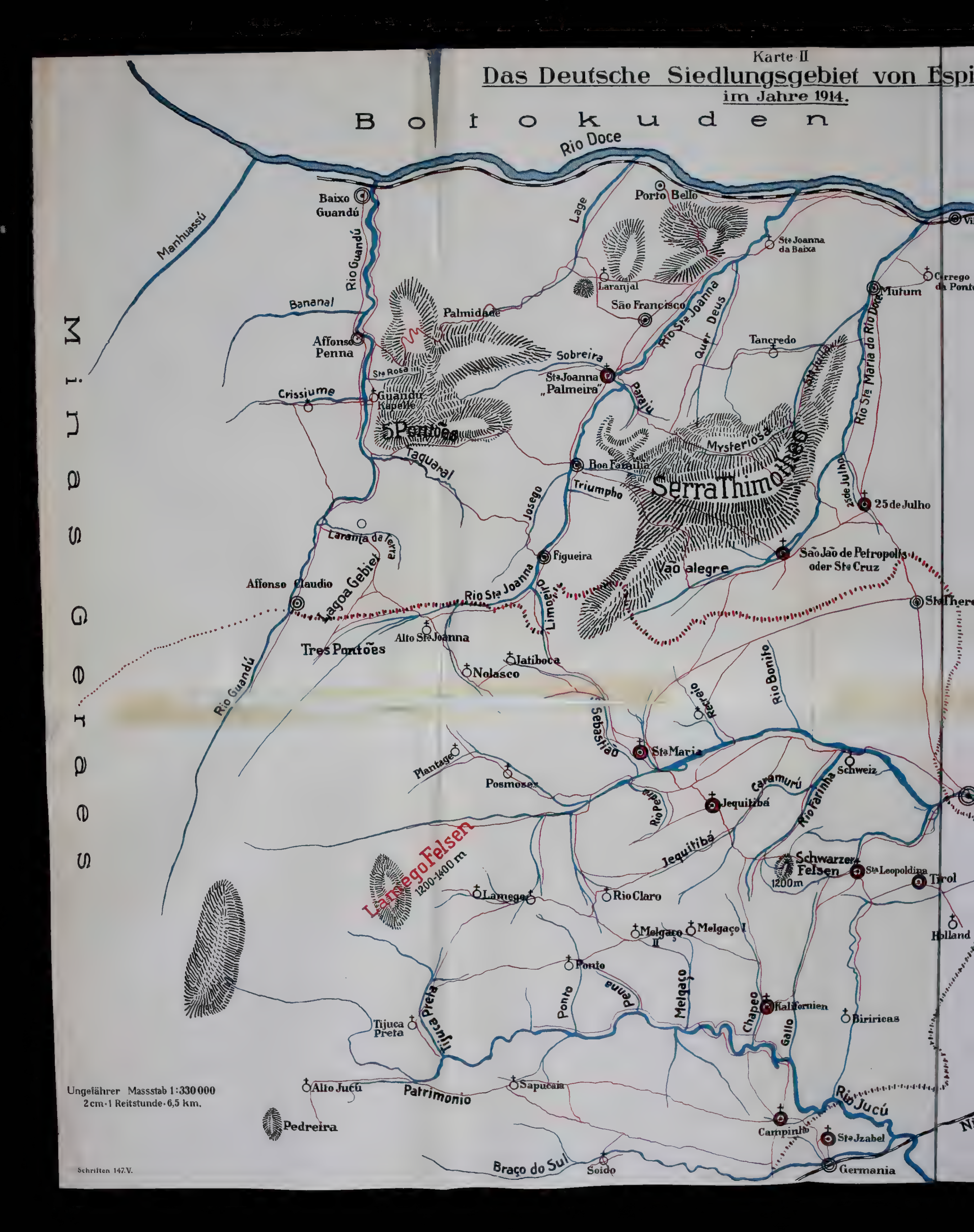
Die Ansiedelung von Europäern in den Tropen.

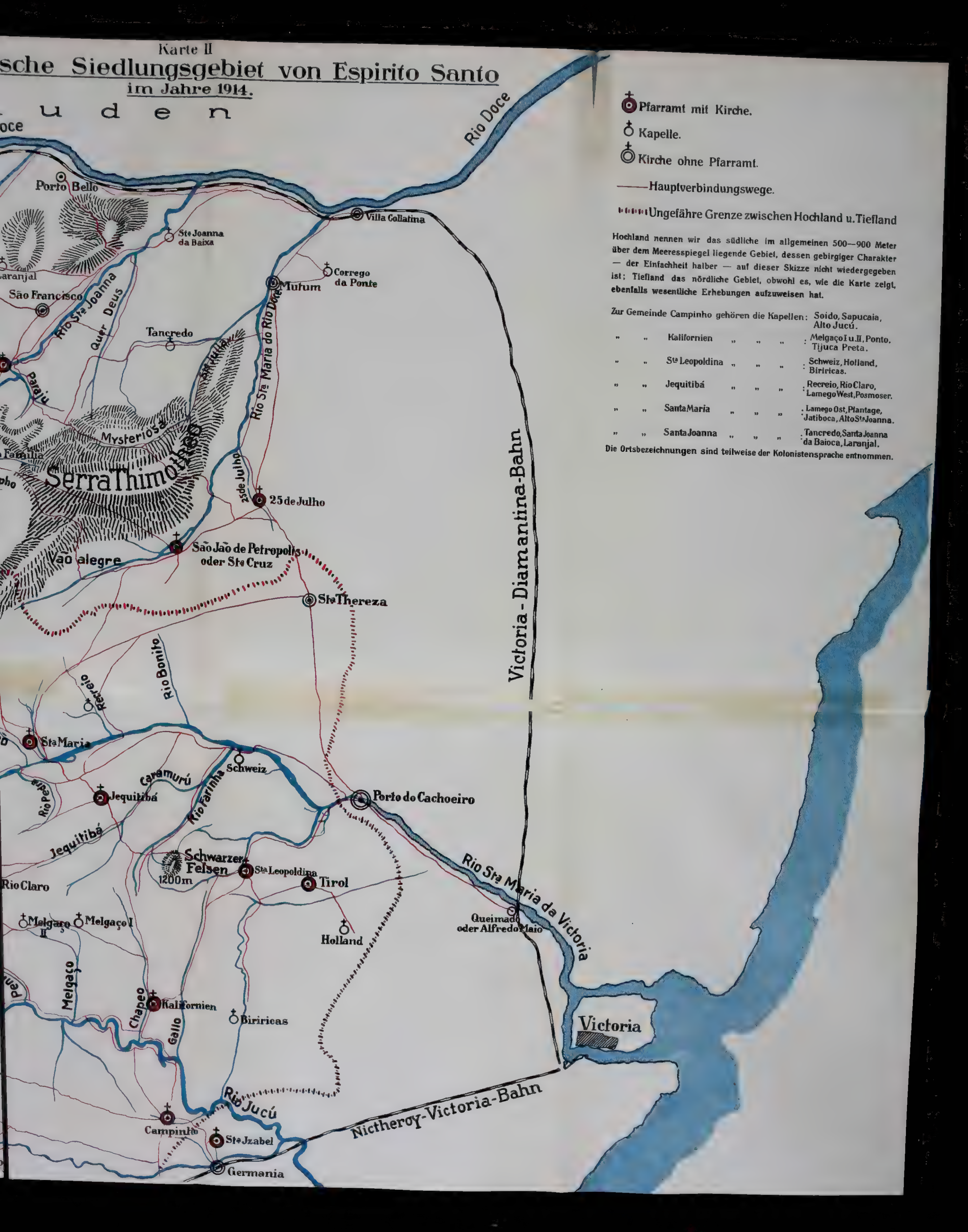
Fünfter Teil.

Die deutschen Kolonisten im brasilianischen Staate Espirito Sant



Verlag von Duncker & Humblot.
München und Leipzig 1915.

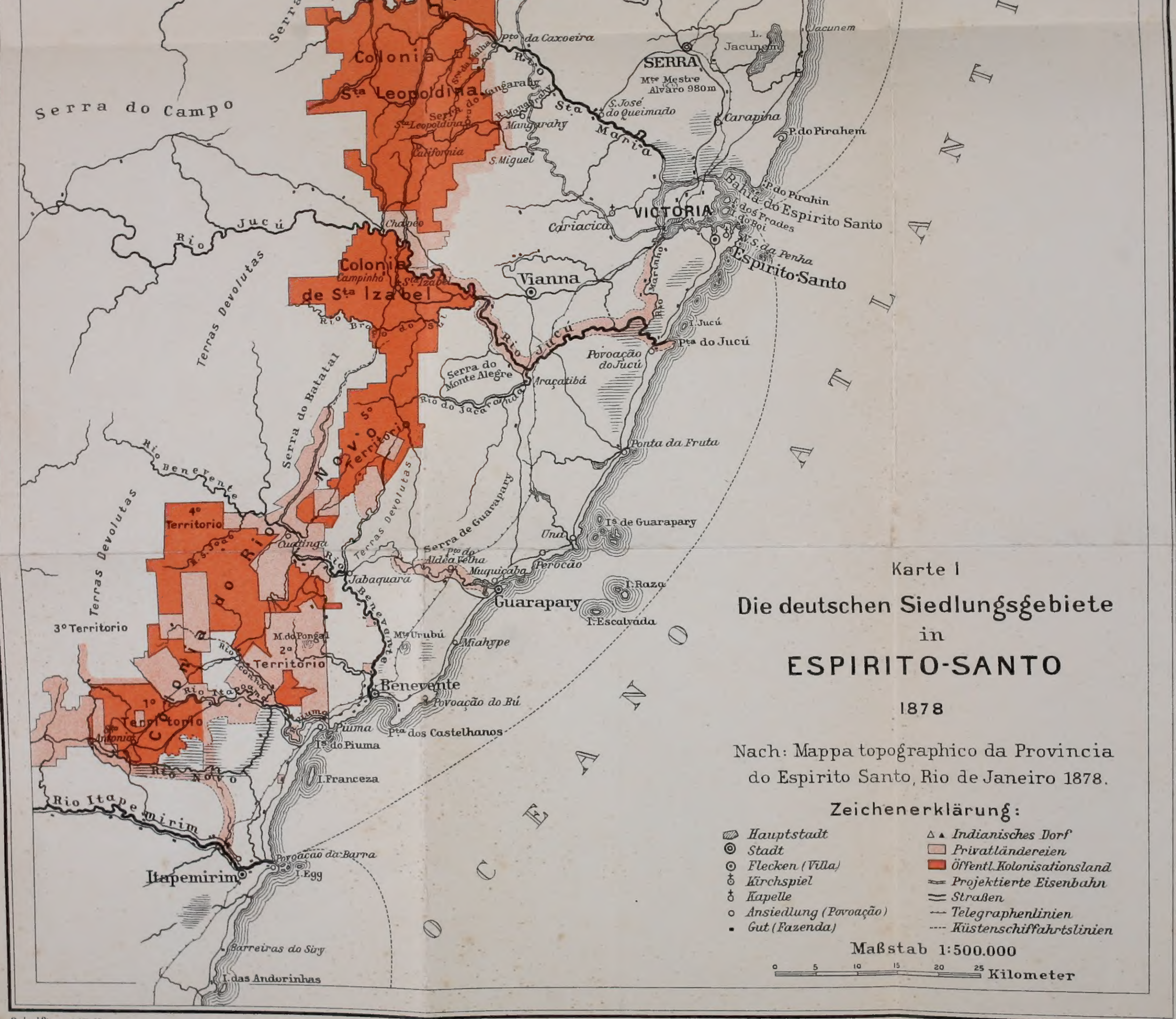

Karte II
Das Deutsche Siedlungsgebiet von Espi
im Jahre 1914.
Botokuden
Minas Geraes
Rio Doce
Manhuassú
Baixo Guandú
Rio Guandú
Bananal
Affonso Penna
Palmidade
Crissiume
Sta Rosa
Guandú Kapelle
5 Pontões
Taquaral
Lage
Porto Bello
Ste Joanna da Baixa
Laranjal
São Francisco
Rio Sta Joanna
Quer Deus
Sobreira
Sta Joanna „Palmeira"
Pareju
Tancredo
Sta Julia
Rio Sta Maria do Rio Doce
Mutum
Corrego da Ponte
Mysteriosa
Serra Thimotheo
Boa Familia
Triumpho
Josego
25 de Julho
Laranja da terra
Figueira
São Jão de Petropolis oder Sta Cruz
Vão alegre
Affonso Claudio
Lagoa Gebiet
Rio Sta Joanna
Limoeiro
Alto Sta Joanna
Tres Pontões
Jatiboca
Nolasco
Rio Guandú
Sebastião
Recreio
Rio Bonito
Sta Maria
Plantage
Posmoser
Schweiz
Caramurú
Rio Pedra
Jequitibá
Rio Farinha
Lamego Felsen
1200-1400 m
Jequitibá
Schwarzer Felsen
1200 m
Sta Leopoldina
Tirol
Lamego
Rio Claro
Melgaço II
Melgaço I
Holland
Ponto
Ponto
Penna
Melgaço
Chapeo
Kalifornien
Gallo
Biriricas
Tijuca Preta
Tijuca Preta
Alto Jucú
Patrimonio
Sapucaia
Rio Jucú
Campinho
Sta Jzabel
Germania
Pedreira
Braço do Sul
Soído
Ungefährer Masstab 1:330 000
2 cm · 1 Reitstunde · 6,5 km.
Schriften 147.V.



Karte II
...sche Siedlungsgebiet von Espirito Santo
im Jahre 1914.
...u d e n
Pfarramt mit Kirche.
Kapelle.
Kirche ohne Pfarramt.
Hauptverbindungswege.
Ungefähre Grenze zwischen Hochland u. Tiefland
Hochland nennen wir das südliche im allgemeinen 500—900 Meter über dem Meeresspiegel liegende Gebiet, dessen gebirgiger Charakter — der Einfachheit halber — auf dieser Skizze nicht wiedergegeben ist; Tiefland das nördliche Gebiet, obwohl es, wie die Karte zeigt, ebenfalls wesentliche Erhebungen aufzuweisen hat.
Zur Gemeinde Campinho gehören die Kapellen: Soido, Sapucaia, Alto Jucú.
" " Kalifornien " " " : Melgaço I u. II, Ponto, Tijuca Preta.
" " Ste Leopoldina " " " : Schweiz, Holland, Biriricas.
" " Jequitibá " " " : Recreio, Rio Claro, Lamego West, Posmoser.
" " Santa Maria " " " : Lamego Ost, Plantage, Jatiboca, Alto Sta Joanna.
" " Santa Joanna " " " : Tancredo, Santa Joanna da Baioca, Laranjal.
Die Ortsbezeichnungen sind teilweise der Kolonistensprache entnommen.
Rio Doce
Porto Bello
Villa Collatina
Sta Joanna da Baixa
Corrego da Ponte
Mutum
São Francisco
Rio Sta Joanna
Quer Deus
Tancredo
Rio Sta Maria do Rio Doce
Mysteriosa
Serra Thimotheo
Vão alegre
25 de Julho
São João de Petropolis oder Sta Cruz
Sta Thereza
Victoria - Diamantina - Bahn
Rio Bonito
Recreio
Sta Maria
Schweiz
Caramurú
Jequitibá
Rio Farinha
Porto do Cachoeiro
Schwarzer Felsen
1200 m
Sta Leopoldina
Tirol
Rio Claro
Melgaço II
Melgaço I
Holland
Queimado oder Alfredo Maio
Rio Sta Maria da Victoria
Melgaço
Chapeo
Kalifornien
Gallo
Biriricas
Victoria
Rio Jucú
Campinho
Sta Jzabel
Germania
Nictheroy-Victoria-Bahn



Aldeamento de Indios Botucudos
Rio Dôce
Linhares
L. Juparanã
L. Juparana mirim
L. das Palmas
L. do Limão
L. do Páo Doce
L. do Páo Gigante
Morros do Pão Gigante
Rio Pancas
Franslvania
Porto de Souza
Rio Guandu
Rio Mutum
Morros de Mutum
Rio Sta Maria
Rio Sta Joanna
Sta Joanna
Sta Cruz
Quartel
Povoação
Lagôa Dourada
Regencia
Bra do Rio Dôce
Rancho
Riacho
P. do Riacho
Bra do Riacho
Sahuy
Nucleo Sta Cruz
Rio Piraque-assu
Rio Piraque-mirim
Monte Mucuratá 830 m
Monte Camello 630 m
Aldeamento
R. Sta Cruz
Bra de Sta Cruz
Sta Cruz
Sta Roza
Serra das Onze Voltas
Rio Fundão
Rio Timbuy
Nucleo Colonial do Timbuy
Serra do Timbuy
P. das Flexeiras
Bra d'Almeida
Nova Almeida
Jacunem
L. Jacunem
Pto da Caxoeira
SERRA
Mte Mestre Alvaro 980 m
S. José do Queimado
Carapina
P. do Pirahem
Colonia Sta Leopoldina
Sta Leopoldina
California
Mangarahy
S. Miguel
Serra do Campo
Rio Jucú
Chapéo
Cariacica
VICTORIA
Bahia do Espirito Santo
Espirito Santo
N. S. da Penha
Vianna
Colonia de Sta Izabel
Campinho
Sta Izabel
Terras Devolutas
Serra do Monte Alegre
Araçatibá
Povoação do Jucú
Pta do Jucú
I. Jucú
Rio Jacaranda
Rio Marinho
ATLANTICO



Schriften 147. V.

Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig